

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Landhaus am Rhein**

Roman

**Auerbach, Berthold**

**Stuttgart, 1869**

Zweites Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241640](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241640)

## Zweites Buch.

### Erstes Capitel.

Auf dem Strome schwimmen Schiffe auf und nieder, Bahnzüge rollen hüben und drüben und Menschen aller Lande und Lebensverhältnisse erquicken sich des Ausblickes.

Da, dort möchtest Du wohnen, denkt wol Mancher, Deine Tage verleben im gleichmäßigen Genuße der Natur und in freigesetzter Arbeit.

Die Ufer des Rheins erscheinen als wonnige Ruhstatt, und bieten doch Bewegtheit genug. Vor der Schwelle des Hauses liegt die große Straße des Weltverkehrs; aus der Einsamkeit läßt sich jede Stunde die Verbindung mit dem weltweiten Treiben gewinnen.

Da sind die hellen Städte und Dörfer am Ufer mit ihren Burgen und Weingeländen, und schön umhegte, wohlgepflegte Landsitze zeigen sich aller Orten und bilden eine fast ununterbrochene Kette.

Von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus ließe sich von Schicksalswendung mancher Bewohner erzählen, die mit frei entschlossener Kraft aus dem Strudel sich gerettet oder mit letzter Anstrengung noch das Ufer erreicht; nicht Wenige aber auch, die gewaltsam ans Ufer geworfen wurden.

Wer aus der Fremde unbekannt und beziehungslos sich hier ansiedelt, kann sicher sein, daß es ihm freisteht, entweder Nachbarlichkeit mit den Angefessenen zu pflegen, oder für sich zu bleiben; die Strömung des Fremdenverkehrs auf und nieder läßt dem Verbleibenden die Möglichkeit des Alleinseins.

Wessen ist das schöne Landhaus mit dem Thurme dort, das aus der Ferne sich anschaut wie ein weißer Schwan, der sich am Ufer im Grünen niederlegte?

Diese Frage wird auf den zu Berg und zu Thal fahrenden Schiffen oft ausgesprochen, und man hört bisweilen die Erwiderung:

Die Villa heißt Eden und ist auch ein wahres Eden, in das man freilich nur von Außen hineinsehen kann, denn Alles ist verschlossen und bewacht und längs der Gartenmauer sind Selbstschüsse und Fußangeln. Nur wenn der Besitzer verreist ist, haben die Diener die Erlaubniß, Haus und Park zu zeigen, und nehmen dann viel Geld ein. Man rühmt die Ställe mit den marmornen Krippen, die blüthenvollen Treibhäuser, die fein ausgedachte Schönheit der Hauseinrichtung, die Obstgärten und den Park. Der Besitzer ist ein reicher Amerikaner, er hat dieses Haus gebaut, den schattigen Park angelegt und die Wiese, die halb versumpft, zerissen und ungebnet sich bis an den Strom dehnte, in einen Obstgarten verwandelt, der die edelsten Früchte trägt, von einer Größe und Schönheit, wie man sie hierzulande noch nicht gekannt. Dort oben die Burgruine haut er wieder neu auf.

Und der Name des Mannes?

Sonnenkamp. Er hat fast nur fremde Diener, besucht wenig Menschen in der Umgegend und sieht selten Jemand als Gast. Er hat die schönsten Pferde, aber er, seine Frau und ihre Gesellschafterin fahren und reiten nur aus, um an einer beliebigen Stelle auf offener Straße wieder umzukehren . . .

In diesem Morgen, als Erich nach der Villa ritt, wurde dort auf der Westseite von mehreren Dienern in Morgenlivree ein großer dicker Teppich auf den breiten Kiesplatz gelegt. In die Nähe einer vielfarbig schimmernden und stark duftenden Blumenpyramide wurde ein runder Tisch gestellt, eine grün-damastene Decke darüber gebreitet, dann eine große geschliffene Krystallvase mit künstlerisch geordneten Gräsern und Blumen darauf gesetzt und vier Gedecke aufgelegt.

Abseits neben einem Gebüsch blühenden Goldregens und verschiedenfarbigen Flieders wurde ein Tisch angebracht mit einer großen silbernen Theemaschine, die angezündet wurde. Zwei große Wiegenstühle wurden an schickliche Plätze gestellt.

Ein junger Mann, der nicht selbst Hand anlegte, stand dabei und schaute in die Landschaft hinaus, wo man über den Obstgarten und den Springbrunnen mit dem Teich, drin zwei Paar Schwäne schwammen, über Wiesen und gestutzte Kopfreiden den freien Ausblick stromabwärts genoss. Jetzt zog er den Blick aus der Ferne zurück, betrachtete die Anordnung, sagte: „Ist gut!“ und entfernte sich mit den Dienern.

Die Theemaschine brodelte, die Stühle und Tische schienen auf die Gesellschaft zu warten.

Ein fecker Fink setzte sich auf die Lehne des einen Wiegenstuhles und pfiß dem Weibchen auf dem Baume zu: das sei eine prächtige Herrichtung, er wüßte nur, er könne das seinen Kindern auch einmal so bieten.

Der übermüthig vorwitzige junge Vater wurde indes bald verschreckt; es nahen sich Schritte, der Fink flog auf, er wollte unvorsichtigerweise gerade über die Maschine wegfliegen, aber der Dampf schien ihn zu verbrühen, er machte eine Schnellwendung und flog ganz nahe, fast den Hut streifend, über den Kopf des Mannes hin, der jetzt daberkam.

Der Mann hinkte ein wenig auf dem rechten Bein, er wußte dies aber in Haltung zu verwandeln, und dieses Hinken gab seiner mächtig athletischen Gestalt eine Sänftigung, die den Eindruck der Ueberkraft abmilderte.

Er war ein großer, breitschultriger Mann im wohlgeordneten sommerlichen Anzuge, weißer Halsbinde, und einem nach englischer Weise aufrecht stehenden Hemdtragen. Der Mann schien Alles zu thun, um seine herkulische Gestalt zu mildern, zu verkleinern und zu sänftigen; die feinste Kleidung konnte zwar wenig, aber doch etwas helfen. Er trug einen radähnlichen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe, so daß aus einiger Entfernung von seinem beschatteten Antlitze nur wenig zu sehen war; ihm folgte der Kammerdiener, der vor einer Weile die Anordnung gutgeheißen hatte, mit einer großen Mappe. Der Mann im Strohhut setzte sich in einen der Wiegenstühle, der Diener stand mit der Mappe wartend vor ihm.

Der Eigende that nun seinen Hut ab, den der Kammerdiener schnell empfing. Der Herr im Wiegenstuhl streichelte sich das glatt rasirte, stark ausgearbeitete Kinn mit einer breiten fleischigen Hand, an deren Daumen seltsamerweise ein Ring war, wie ein einfaches Kettenglied, ein goldener Keif, dessen Mitte von Eisen war.

Der Mann ist Herr Sonnenkamp. Er hatte ein röthlich durchschossenes Antlitz, eine breite Stirn, auf der eine Schicht ergrauter Haare wohlgeordnet war. Bräunliche Augenbrauen standen borstig auf, zwischen denen eine ungewöhnlich breite Fläche war, die den Brauen etwas gewaltfam Auseinandergeriffenes gab. Wer dies sah, konnte das Antlitz nie mehr vergessen.

Die tiefliegenden wasserblauen Augen mochten auf Entschlossenheit und Verschlagenheit deuten; die breiten Backenknochen standen etwas hervor. Die Nase war groß, aber nicht ohne edle Form; der Mund aber war herrlich, trotzig aufgeworfen. Das ganze Gesicht hatte etwas Welfes, dem indeß der Charakter gebieterischer Energie nicht verloren gegangen war.

Der erste Eindruck war wol, daß man sich diesen Mann nicht gerade zum Feinde wünschte.

„Gib her,“ sagte er jetzt, und holte einen Ring mit überaus kleinen Schlüsseln aus der Westentasche.

Der Kammerdiener hielt die Mappe sehr geschickt hin. Herr Sonnenkamp öffnete das Schloß, und Joseph reichte die darin befindlichen Briefe. Sonnenkamp ordnete sie schnell; die mit ausländischen Stempeln wurden besonders gelegt, ein großer Haufe inländischer

Briefe daneben. Joseph legte nun Hut und Mappe auf den zweiten Wiegenstuhl und machte mit einer bereitgehaltenen Scheere zwei Winkelschnitte in jeden Brief.

Herr Sonnenkamp überflog die geöffneten schnell; von den inländischen betrachtete er nur einige nach Siegel und Adresse, dann that er allesammt in die Mappe und verschloß sie wieder.

Die beiden Flügelthüren zur Terrasse wurden geöffnet; Herr Sonnenkamp stand auf und nahm seinen breiten Strohhut vom Stuhl. Auf der Terrasse zeigten sich zwei Frauengestalten. Die eine, schlank, mit blassem, länglichem und leidensvollem Gesicht, trug eine Morgenhaube mit hochrothen Bändern und dazu einen brandrothen Shawl; die andere, eine zierlich kleine Gestalt mit eckigem, blutlosem Gesichte, braunen, durchdringenden Augen und kohlschwarzem, hart anliegendem Haupthaar — eines jener Gesichter, das offenbar nie jung gewesen, dem aber auch das vorschreitende Alter wenig anhaben konnte — war in schwarze Seide gekleidet, und trug ein großes perlmutternes Kreuz, das ganz eng um den Hals gebunden schien und auf der Brust flimmerte und glitzte.

Herr Sonnenkamp hatte die löbliche amerikanische Sitte, im eigenen Hause und gegen die Angehörigen voll sorgfältiger Höflichkeit und Ehrerbietung zu sein; er ging den beiden Damen bis an die Treppe entgegen, nickte der in Schwarz wohlwollend zu, reichte der Dame im rothen Shawl die Hand und fragte in englischer Sprache nach ihrem Befinden.

Die Dame — es ist Frau Ceres — schien nicht

für nöthig zu halten, etwas zu erwidern. Sie ging nach ihrem Plaze am Frühstückstisch; eine Kammerfrau legte ihr schnell eine Decke über die Knie und ein Diener schob ihr einen gepolsterten Schemel unter die Füße.

Die Dame in Schwarz — es ist Signora Borromäa Perini — ging zum Theetisch, ein Diener hielt die Theebüchse in der Hand; sie nahm das Nöthige heraus.

„Wo ist Roland?“ fragte Frau Ceres mit müder Stimme.

„Er wird sogleich kommen,“ erwiderte Sonnenkamp und winkte einem Diener, ihn zu holen.

Fräulein Perini reichte die erste Tasse der Frau Sonnenkamp, und dieser schien es zu viel, nur die Paar Tropfen Milch dazu zu gießen.

Herr Sonnenkamp hat:

„Genieße doch etwas, liebes Kind!“

Frau Ceres schlürfte einen Löffel voll, dann noch einen halben und sah sich gelangweilt um. Es schien ihr lästig, daß sie selbst schlucken mußte.

„Wo ist Roland?“ fragte sie wieder. „Es ist unverzeihlich, daß er nicht Ordnung hält. Wie, Madame Perini, haben Sie nicht etwas gesagt?“

„Nein, gnädige Frau.“

In mildem, beschwichtigendem Tone sagte Herr Sonnenkamp, sie möge nur noch Geduld haben, für Roland sei nun endlich ein Hofmeister gefunden, der ihn an Ordnung gewöhnen werde. Er erzählte von der Karte, die ihm Otto von Branden geschickt. Fräulein Perini ließ bei Nennung dieses Namens den Zwieback in den Thee fallen und fischte ihn nun wieder

heraus, während Herr Sonnenkamp fortfuhr, daß er keinen Brief eines Bewerbers mehr lese, bis er den Empfohlenen des Herrn von Branden kennen gelernt.

„Ist der Mann von Adel?“ fragte Frau Ceres.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Sonnenkamp, er wußte es aber recht wohl, „er ist Hauptmann.“

Frau Ceres sah nichts sagend drein; sie wollte abwarten, ob der Bewerber adelig sei.

Fräulein Perini mußte wissen, was Frau Ceres sagen wollte, sie sah sie lächelnd an, und gleichsam ihr den Mund leihend, bemerkte sie:

„Einen so vollendeten Cavalier wie den Baron von Branden findet man selten, wenigstens in Deutschland; er hat fast noch mehr als Gräfin Bella. . .“

„Ich bitte,“ unterbrach Herr Sonnenkamp, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, wie wenn eine Bulldogge zärtlich sein will, „ich bitte, Niemand anders auf Kosten der Gräfin zu loben; die Damen finden Herrn von Branden bezaubernd, ich meinerseits Gräfin Bella.“

Frau Ceres zuckte kaum merklich mit den Schultern und hielt den goldenen Löffel an die Lippen gepreßt.

„Wo aber nur Roland bleibt?“ fuhr sie plötzlich auf und stieß auf den Schemel, daß der Tisch wankte und die Tassen auf demselben klirrten.

Der Diener kam und sagte, Roland wolle nichts genießen, sondern bei der Mara bleiben, die fünf Junge geworfen habe.

„So sag' ihm,“ entgegnete Sonnenkamp, und sein Gesicht wurde dunkelroth bis hinauf zu der dünnen

Haarschicht, „so sag' ihm, wenn er nicht sofort kommt, lasse ich in dieser Minute alle fünf Junge im Rhein ertränken!“

Der Diener eilte davon. Bald darauf erschien ein Knabe in blauen Sammt gekleidet; er war schlank gewachsen und die Formen seines Gesichts waren so auffallend schön und rein, als seien sie gemeißelt. Er nahm die Jockeymütze ab, und ein wohlgeordnetes, rings um die Stirn in dichte Locken gelegtes dunkelbraunes Haar zeigte sich. Sein Antlitz war blaß und die fein geschnittenen Lippen zitterten. Er hatte offenbar einen schweren Kampf gekämpft.

„Komm zu mir,“ rief ihm die Mutter zu, „küsse mich, Roland. Du siehst so blaß aus, fehlt Dir etwas?“

Der Knabe küßte die Mutter, schüttelte den Kopf verneinend und sagte mit einer zwischen Fistel und Männerton schwebenden Stimme:

„Ich bin so gesund wie meine jungen Hunde.“

Eine frische Röthe trat ihm in die Wangen und seine Lippen wurden purpurroth.

„Ich will Dich an dem Tage, an dem Du einen Hofmeister bekommen wirst, nicht strafen,“ sagte Sonnenkamp, einem Blicke seiner Frau folgend.

„Ich? Wieder einen Hofmeister? Ich nehme keinen,“ erwiderte der Knabe, „und wenn Du mir einen gibst, werde ich es ihm so machen, daß er bald wieder davongeht!“

Sonnenkamp lächelte. Dieser kühne Trotz des Knaben schien ihn eigentlich zu freuen.

Als jetzt Roland, der aller Speise hatte entzagen

wollen, tüchtig aß, folgte die Mutter seinem Beispiele; in der Freude, daß es ihrem Sohne so wohl schmeckte, regte sich auch in ihr die Essenslust und Fräulein Perini konnte sich nicht enthalten, Roland zu bemerken:

„Sehen Sie, Herr Roland, schon um Ihrer lieben Mutter willen sollten Sie recht ordentlich zu den Mahlzeiten kommen; sie kann nur etwas genießen, wenn auch Sie genießen.“

Der Knabe sah Fräulein Perini seltsam an, er antwortete ihr nicht; es schien kein gutes Verhältniß zwischen dem Knaben und der Gesellschafterin der Mutter obzuwalten.

Fräulein Perini setzte indeß ihre Freundlichkeit gegen Roland fort und versprach, nach dem Frühstück mit ihm die jungen Hunde zu besuchen.

„Wissen Sie, warum die Hunde blind geboren werden?“ fragte Roland.

„Weil das Gott so angeordnet hat.“

„Warum aber hat Gott das so angeordnet?“

Fräulein Perini sah verlegen drein, Herr Sonnenkamp half ihr, indem er sagte, wer immer Warum frage, werde nie fertig; Roland habe sich das Fragen angewöhnt, weil er nichts Rechtes lernen wolle.

Der Knabe sah zu Boden; eine Herbheit oder Stumpfheit, vielleicht auch beides zugleich, lag im Ausdruck seines Gesichtes.

Frau Ceres verließ den Frühstückstisch, setzte sich in einen Wiegenstuhl und betrachtete ihre hafelnußförmig gebildeten, mit durchsichtigen langen Spizen versehenen Nägel.

Herr Sonnenkamp berichtete ihr, wель eine Anzahl von Briefen in deutscher, französischer und englischer Sprache er auf die öffentliche Aufforderung erhalten habe; die meisten Bewerber hätten auch ihre Photographien beigelegt und mit Recht; denn die persönliche Erscheinung sei von Bedeutung.

Frau Ceres hörte ihm zu wie Jemand, der schlafen will; sie schloß auch mehrmals die Augen. Als Sonnenkamp nun hinzufügte, wie in der Welt beständig ein Warten auf Erfüllung eines Schicksals sei, wobei Jeder glaube, daß ihm mit Geld geholfen würde, sah ihn Frau Ceres verwundert an; sie schien nicht zu begreifen, wie man leben und dabei nicht reich sein könne.

Fräulein Perini, die Gesellschafterin, war eine gute Vermittlung. Da Frau Ceres scheinbar oder in der That theilnahmlos beim Gespräche blieb, wußte sie dasselbe durch kurze Antworten und Aufmerksamkeiten in Gang zu halten. Sie sah dabei von der Stickerie, die sie vorgenommen, nur manchmal auf und warf einen Blick . . . sie hatte den Klosterblick, von unten auf, schein, aber gütig . . . auf Herrn Sonnenkamp. So konnte Frau Ceres hören, ohne sich eigentlich zu bethätigen.

Herr Sonnenkamp und Fräulein Perini standen in einem äußerst höflichen Verhältniß und sie schien Herrn Sonnenkamp zur Uebung in der Höflichkeit zu dienen. Eigentlich hätte er sie schon lange gern weggeschickt, aber sie war ihm angeschmiebet wie der Rheumatismusring, den er am linken Daumen trug.

Durch Fräulein Perini war Frau Ceres immer

versorgt. Sie war nie allein, hatte beständig eine Gesellschafterin und Begleiterin. Wenn man ausfuhr, ließ Herr Sonnenkamp Fräulein Perini immer neben seiner Frau sitzen und setzte sich rückwärts; er konnte sich ihrer nicht entledigen und es war daher am besten, wenn man höflich und scheinbar achtungsvoll gegen sie war. Ueberdies hatte sie mehrere treffliche Eigenschaften und ihre beste war: sie hatte gar keine Launen; sie war stets gleichmäßig, drängte sich nie vor, wurde sie aber aufgefordert, so hatte sie immer eine Ansicht, und in der Regel eine solche, die nicht störte. Noch nie war sie verletzt erschienen; berücksichtigte man sie nicht, so wußte sie sich so zu halten, als ob sie es gar nicht bemerkte; zog man sie ins Gespräch, war sie einnehmend, sogar witzig; sie war beständig für Andere bereit und sprach nie von sich selbst.

Jeden Morgen Sommers und Winters ging Fräulein Perini zur Kirche. Sie war allezeit aufgeräumt, wie jede Stunde zur Abreise bereit und wußte, wo Alles im Hause war und lag. Sie stückte viel und es gab bald stundenweit im Umkreise keine Kirche mehr, wo sich nicht eine von ihr gestückte Altardecke oder auch ein Theil des Paraments befand.

Auf Reisen war sie ohne Belästigung. Mit großer Leichtigkeit sprach sie die Sprachen des Continents, nur das Deutsche, behauptete sie, nie lernen zu können; Sonnenkamp war indeß überzeugt, daß sie es vollkommen verstand.

Gegen Roland hatte Fräulein Perini ein eigenthümlich kaltes Verhältniß; sie behandelte ihn als den jungen

Herrn, nahm sich aber seiner weiter nicht an, ja sie hatte den Wunsch des Herrn Sonnenkamp, Roland Sprachunterricht zu geben, abgelehnt. Sie trat nie aus dem Kreise heraus, der ihr angewiesen schien; sie war Erzieherin Manna's gewesen, sie wurde Gesellschafterin der Frau Ceres, das war sie nun ganz und ausschließlich und das gab ihr eine sichere Ehrenstellung.

Je mehr Herr Sonnenkamp von dem Empfohlenen des Herrn von Branden sprach, um so aufmerksamer schien Fräulein Perini zu werden, aber sie sprach kein bestimmtes Wort. Als Herr Sonnenkamp sie fragte, wie es ihr denn zu Muthe gewesen, als sie sich in Nizza zum ersten Mal der Familie vorstellen ließ, sagte sie:

„Ich hatte ja das Glück, von meinem edlen Vormund, dem Domprobst, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Roland war ungeduldig, er winkte Fräulein Perini, sie solle nun mit ihm gehen, aber Herr Sonnenkamp ersuchte sie, bei der Mutter zu bleiben; er glaubte seinem Sohne eine gewisse Theilnahme an seiner Freude bezeugen zu müssen und begleitete ihn.

Nur Roland allein durfte sich der Hündin nähern. Als Herr Sonnenkamp es wagte, knurrte sie und fletschte die Zähne; er ging davon.

Roland holte seine Armbrust und schoß mit Pfeilen nach den Tauben und Sperlingen.

Plötzlich hielt der Knabe an. Ein Reiter sprengte vor das Thor, den Pfeil in der linken Hand emporhaltend.

## Zweites Capitel.

Der Knabe stand regungslos, die Armbrust noch erhoben, und schaute staunend auf den Reiter, der kunstgerecht sein Pferd parirte.

„Warst Du es, der den Pfeil abgeschossen?“ rief Erich dem Knaben zu.

„Ja, ich.“

„Sehr unvorsichtig, so über die Straße wegzuschießen! Ich habe den Pfeil glücklich aufgefangen, Du hättest damit einen Menschen treffen können.“

Erich stieg ab. Der Knabe ließ die Armbrust sinken und ging, beide Hände ausstreckend, auf Erich zu; vor ihm stehend hielt er an, sein Angesicht glühte.

„Es soll nie wieder geschehen,“ sagte er.

„Ich glaube Dir.“ Weiter setzte Erich kein Wort hinzu.

Der Knabe athmete auf.

Erich hatte viel von der Schönheit No'lands gehört und doch war er jetzt überrascht von diesem Bilde anziehenden Reizes.

„Es ist mir lieb, daß ich Dir zuerst begegne. Du bist doch der Sohn des Hauses, Du heißest Roland?“

„Roland Franklin Sonnenkamp. Und Du?“

„Erich Dournay.“

Der Knabe stuzte, er glaubte den Namen jüngst gehört zu haben, aber er wußte es nicht genau.

„Sie sind Artilleriehauptmann,“ sagte er auf die Uniform deutend.

„Ich war's. Du kennst also die Uniformen?“

„Ja, und Herr von Branden nennt mich Sie.“

„Ich denke, wir bleiben beim Du, wie wir begonnen, und zwar gegenseitig,“ erwiderte Erich und reichte dem Knaben die Hand. Die Hand des Knaben war kalt, alles Blut schien sich ihm zum Herzen gepreßt zu haben.

Jetzt fragte der Knabe:

„Das ist wie ein Reitpferd des Grafen Wolfsgarten?“

„Es ist das feine.“

„Iwan!“ rief der Knabe.

Ein Stallknecht kam herbei und führte das Pferd in den Stall. Erich und Roland gingen nach. Aus einem Verschlage in der Nähe hörte man winseln.

„Du hast junge Bernhardinerhunde hier in der Nähe,“ sagte Erich.

„Ja; kennst Du sie am Winseln?“

„Die Rasse erkenne ich nicht, ich sah solche Hunde vorn im Hofe; aber den Tönen nach sind diese Hunde noch blind und noch nicht acht Tage alt.“

Der Knabe sah Erich betroffen an, er öffnete den Verschlag und bat, nicht näher zu treten, da die Hündin sehr bissig sei, und jetzt eben saugten alle fünf Zunge an ihr.

Erich trat doch näher; die Hündin sah ihn an und knurrte nicht.

Und wieder betrachtete Roland den Fremden.

„Du kannst mir gewiß auch sagen,“ begann er, „warum die Hunde blind geboren werden.“

Erich antwortete, daß man sich allerlei Gründe

denken könne, da auch andere Thiere mit schärfstem Gehorgan, wie Adler, Katzen, Geier blind geboren werden; wir müßten uns aber bescheiden und bekennen: das wissen wir nicht.

Ein Schauer ging durch die Gestalt des Knaben; Wesen und Ton Erichs schien eine unmittelbar ergreifende Wirkung zu üben.

„Wenn Du willst,“ begann der Knabe wieder, „kannst Du auch einen meiner jungen Hunde haben. Zwei behalte ich, einen ziehe ich für meine Schwester Manna auf, den vierten bekommt Baron von Branden und der fünfte ist für Dich.“

Freudestrahlenden Antlitzes betrachtete Erich den Knaben und sagte:

„Du kennst wol die Sitte der homerischen Zeit, daß man dem Gaste ein Ehrengeschenk zu bleibendem Gedenken gibt?“

„Ich weiß nichts von Homer.“

„Hat Dir keiner Deiner Lehrer davon gesagt?“

„Alle. Sie haben viel Rühmens davon gemacht, aber es ist langweilig.“

Erich lenkte zurück und fragte:

„Wer hilft Dir die Hunde aufziehen?“

„Ein Meister, der Jäger Klaus, man heißt ihn auch den Krischer; der wird sich freuen, wenn ich ihm sage, daß Du am Wiesel erkannt hast, wie alt die Hunde sind.“

Erich ersuchte den Knaben, ihn zu seinem Vater zu führen.

Als sie den Stall verlassen wollten, bog sich ein Pony mit langer Mähne ganz herum und wieherte.

„Das ist mein Buck,“ sagte der Knabe.

Er war offenbar froh, dem Fremden seine Herrlichkeiten zu zeigen, fast wie ein kleines Kind, das einem Vertrauten sein Spielzeug zur Bewunderung aufweist. Erich konnte nicht anders als das schöne Thier loben, das ihn mit großen, gutmüthig blöden Augen anschaute.

Er führte den Knaben an der Hand und sie gingen mit einander durch den großen Pflanzengarten.

„Kennst Du auch die Pflanzen?“ fragte er.

„Nein, darin bin ich ganz unwissend.“

„Ich auch,“ sagte der Knabe erfreut, daß Erich eine Unwissenheit eingestand, und daß diese gerade mit der seinen zusammentraf, schien die Beiden noch näher zu verbinden.

Sie kamen über einen Platz, wo Gartenerde gesäubert und hergerichtet wurde. Ein altes Männchen mit blöden und zugleich verschmigten Augen arbeitete hier; es zog die Mütze ab und grüßte.

„Hast Du meinen Vater gesehen?“ fragte Roland.

„Er ist dort!“ erwiderte das Männchen und wies nach den Treibhäusern.

Die langen, aus mattblauem Glase bestehenden Treibhäuser zeigten sich. Eine Thür stand offen, man sah einen Springbrunnen in einem Bassin von grauem Marmor, darin Felsblöcke lagen, in allen Fugen von Wasserpflanzen besetzt. Die überwinterten Bäume standen theilweise noch hier, im Vordergrund einige franke, vielfach umwunden an Stamm und Aesten.

Man hörte eine Stimme.

„Dort im Kalt-Hause ist er,“ sagte Roland.

Erich hat den Knaben, nun zurückzukehren, da er mit dem Vater allein zu sprechen habe.

In der Art, wie Erich ihn gehen hieß, lag solch eine widerspruchslose Bestimmung, daß der Knabe nicht wußte, wie ihm geschah. Als Erich weiter ging, stand der Knabe unbeweglich, dann aber wendete er sich, schmalzte mit den Fingern und pfiß vor sich hin.

Erich hielt einen Augenblick inne, sich sammelnd. Wenn dieser Knabe sein Blutsverwandter war? Wenn er hier dem verschollenen Oheim Alphons begegnete? Leisen bedächtigen Schrittes ging er weiter und trat in die Thüre des Kalt-Hauses.

### Drittes Capitel.

„Wer ist da? Was wollen Sie?“ fragte Sonnenkamp, der sich von einer Schicht schwarzer Erde erhob. Ein graues grobleinenes, sackartiges Gewand hüllte ihn vom Halse bis zu den Füßen ein; es war wie ein Züchtlingsgewand.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie? Zu wem wollen Sie?“ wiederholte er.

„Ich wollte zu Herrn Sonnenkamp.“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich möchte mich ihm empfehlen.“

„Ich bin's. — Wer sind Sie?“

„Herr von Branden hatte die Güte, mich vorgestern bei Ihnen . . .“

„Ah! Sie sind's?“ rief Sonnenkamp tief aufathmend. Er nestelte das Sackgewand ab und sagte gezwungen lächelnd:

„Sie überraschten mich in meinem Arbeitsgewand.“

Er wickelte den Sack in eine Rolle zusammen und warf ihn weit weg, dann fragte er:

„War denn kein Diener in der Nähe? Tragen Sie beständig Uniform?“

Also die Uniform war's, die ihn erschreckte? flog Erich durch den Sinn und wie er den Mann betrachtete, war er sicher, daß dies nicht sein Oheim sein konnte. Das Bild des verschollenen Oheims, das noch in der Studirstube seines Vaters hing, stand deutlich vor ihm; der Oheim war eine schlanke, zierliche Gestalt mit einer besonders auffälligen Adlernase; es war keine Spur von Ähnlichkeit mit der athletischen Erscheinung vor seinen Augen.

„Ich bedaure, Sie gestört zu haben,“ nahm Erich das Wort, „und muß um Entschuldigung bitten. Herr Graf von Wolfsgarten, dessen Gastfreund ich war und von dem ich hier einen Brief überbringe, hat mir . . .“

„Ein Brief vom Grafen Wolfsgarten? Sehr angenehm!“ unterbrach Sonnenkamp, den Brief in Empfang nehmend.

Er überflog rasch die Zeilen Clodwigs und murmelte dabei:

„Freue mich sehr — sehr angenehm.“

Vom Blatte aufblickend machte er eine Art Verbeugung gegen Erich, indem er sagte:

„Ein Edelmann — der Edelmann wie er sein soll, der Herr Graf Wolfsgarten. Stehen Sie ebenso in der Gunst der Gräfin Bella?“

Es war ein spöttischer Anflug im Ton dieser Schlußwendung.

Gemessen in Blick und Ton erwiderte Erich:

„Ich erfreue mich der Güte beider Ehegatten in gleicher Weise.“

„Schön — sehr schön,“ nahm Sonnenkamp auf. „Doch lassen Sie uns ins Freie gehen. Sind Sie ein Pflanzenkundiger?“

Erich bedauerte, daß er jedes nähere Eingehen auf dieses Gebiet versäumt habe.

Im Freien maß Herr Sonnenkamp nochmals den Ankömmling von Kopf bis Fuß. Erich merkte erst jetzt, daß er, seines militärischen Anzuges ganz vergessend, die Mütze abgezogen hatte. Und wie er nun den musterrnden Blick wahrnahm, fühlte er doch, was es heißt, in Privatdienst, mit der ganzen Persönlichkeit sich in Botmäßigkeit eines Einzelnen zu geben. Er erkannte, daß er diesem Manne gegenüber gemessene Haltung bewahren müsse.

Sonnenkamp rief sofort einen Diener und befahl, daß man beim Springbrunnen ein Frühstück bereiten solle.

„Sie sind zu Pferde angekommen?“

„Herr Graf Wolfsgarten war so freundlich, mir ein Pferd anzubieten.“

„Sie haben meinen Sohn bereits gesprochen?“

„Ja.“

„Es ist mir lieb, daß Sie in Uniform gekommen,“ entgegnete Sonnenkamp.

Als wäre Erich nur ein vornehmer, wohl empfohlener Besuch, zeigte ihm nun Sonnenkamp seine vollständige Sammlung von Eriken, wie sie selten in der Welt angetroffen wird. Er erklärte die feinen Verschiedenheiten und setzte hinzu:

„Ich war da, wo die meisten dieser Eriken herkommen, ich war auf dem Tafelberge am Cap der guten Hoffnung.“ Erich bemerkte:

„Es muß schwer sein, die Produkte verschiedener Klima's so zusammenzuhalten.“

„Allerdings. Zumal diese Eriken bedürfen einer mäßigen Temperatur und einer gleichbleibenden Feuchtigkeit. Sie werden schon oft gesehen haben, daß ein Erikenstock mit seinen zarten Blüthen, den man einer Dame für ihren Blumentisch schenkt, nach wenigen Tagen verdorrt ist; diese Pflänzchen vertragen keine trockene Zimmerluft.“

Plötzlich hielt Sonnenkamp inne und lächelte vor sich hin. Der Fremde schien einen alltäglichen Kunstgriff anzuwenden, um angenehm zu erscheinen, indem er den reichen Besitzer in seiner Liebhaberei redselig machte. Mit solch grobem Köder fängt man mich nicht, dachte Sonnenkamp vor sich hin.

Einem so Wohlempfohlenen wollte er jede Ehre des Hauses erweisen. Er freute sich schon im Voraus, den Mann nach allen Seiten hin zu prüfen, ihn im Bewußtsein sicheren Erfolges sich recht ausbreiten zu

lassen und dann ohne Angabe eines Grundes abzulehnen.

Alles dies ging Sonnenkamp durch den Sinn, während er die Klinke an der Thüre des Gewächshauses ins Schloß drückte. Die Sache war so fest und abgeschlossen bei ihm, wie diese Thür.

„Sie sprechen doch Englisch?“ fragte er, da er seine Frau noch im Wiegenstuhle sah; sie hatte den rothen Shawl abgelegt und saß in goldglänzendem Atlasgewande da.

„Herr Hauptmann, Doctor . . . bitte, wie ist doch Ihr Name?“ fragte Sonnenkamp bei der Vorstellung.

„Dournay.“

Frau Ceres nickte kaum merklich. Als wäre Erich gar nicht da, sagte sie in ärgerlichem Ton zu ihrem Gatten, er habe kein Auge für sie, denn er habe noch kein Wort über ihr neues Kleid gesagt. Sie hielt es vielleicht für vornehm, dem Fremden so ihre Gleichgültigkeit zu beweisen.

In der Ferne zeigte sich Roland, die Mutter winkte ihn heran. Er deutete nach der Thurnspitze. Die Mutter sah hinauf und lächelte; auch der Vater schaute hin und sah das blauweißrothe Sternenbanner der amerikanischen Union auf dem Thurme flattern.

„Wer hat das gethan?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich,“ erwiderte Roland, glücklich lächelnd.

„Und warum?“

Der Knabe wies augenzwinkernd auf Erich. Sonnenkamp nahm die Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger, machte ein Halbrund daraus und nickte vor sich hin.

Erich fragte den Knaben:

„Du bist wohl stolz darauf, ein Amerikaner zu sein?“

„Ja.“

Fräulein Perini kam, Erich wurde ihr vorgestellt. Sie nahm das Perlmutterkreuz in die linke Hand und hielt es fest, während sie sich sehr ceremoniell verbeugte. Frau Ceres bat sie, mit ihr ins Haus zurückzugehen. Die Damen entfernten sich.

#### Viertes Capitel.

„Gib mir die Hand, Roland,“ sagte Erich.

Der Knabe bot sie ihm und sah ihn treuherzig und fröhlich an.

„Mein junger Freund,“ fuhr Erich fort, „ich bin Dir dankbar für Deine Ehrenbezeugung, nun aber laß uns allein, Dein Vater hat mit mir zu sprechen.“

Vater und Sohn sahen staunend auf den Mann, der so ungezwungen und frei schaltete. Der Knabe nickte Erich zu und ging davon.

Herr Sonnenkamp bot Erich eine große, krumme und dunkle Cigarre, er trug die Cigarren immer offen in der Tasche. Erich empfing das Angebotene, und als ihm Herr Sonnenkamp Feuer darreichte, nahm er ihm das angebrannte Hölzchen nicht aus der Hand, sondern brachte rasch seine Cigarre in Brand und mit den ersten Zügen sagte er:

„Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen, daß es eine ungeschickte Höflichkeit ist, wenn Manche bitten, man möge ein brennendes Hölzchen ihnen in die Hand geben; mit solchem Hin und Her verbrennen sich Beide in der Regel die Finger.“

So unbedeutend diese Bemerkung war, schien sie doch zu weiterer Einleitung zu dienen; Herr Sonnenkamp legte sich im Stuhle zurück, hielt den Rauch von der Cigarre lang im Munde, rundete die Lippen und stieß nacheinander wohlgeordnete Rauchringe, sogenannte Nullen, in die Luft, die immer größer wurden, bis sie ganz zerflossen.

„Sie haben schon viel Gewalt über den Knaben,“ sagte er endlich.

„Ich glaube, daß beiderseits ein Zuneigen nicht fehlt, und dies gibt mir die Hoffnung, daß ich hier Erzieher sein könnte.“

„Gut. Aber Roland bedarf der Strenge.“

„Die Liebe schließt die Strenge nicht aus, sie stellt die höchsten Forderungen.“

Sonnenkamp lächelte sehr freundlich, aber es war etwas Grinsendes in seinen Mienen, und indem er sich vorbeugend die beiden Arme auf die Kniee legte und zu Boden schaute, sagte er:

„Sprechen wir persönlicher, für Derartiges kann sich ja später Zeit finden. Sie sind also . . . ?“

„Ich bin von Fach Philologe.“

„Das weiß ich — das weiß ich,“ sagte Sonnenkamp immer noch in den Boden hineinsprechend; „ich möchte um Persönlicheres bitten.“

Erich war es peinlich, daß er als Arbeitsuchender noch einmal sich selber schildern sollte.

Er schaute auf das breite Hinterhaupt und den Nacken des Mannes, der ihm nicht einmal den Blick gönnte; aber schnell verslog die Empfindlichkeit, indem er sagte:

„Ich hatte gehofft, daß die Einführung des Herrn Grafen von Wolfsgarten —“

„Ich schätze Herrn Grafen von Wolfsgarten sehr hoch, höher als irgend Jemand,“ versetzte Sonnenkamp, „aber —“

„Sie haben Recht, ich werde Ihnen erzählen.“

„Gut,“ sagte Sonnenkamp, indem er die rechte Hand mit gekrümmten Fingern auf den Tisch legte und wieder zurückzog, als ob er einen Einsatz beim Spiele aufgelegt hätte.

Kurz und bündig gab Erich nochmals einen Abriss seines Lebens und schloß:

„Ich bitte, mich nicht für einen schwankenden, nirgends Ruhe findenden Menschen zu halten, weil ich meinen Beruf geändert.“

„Im Gegentheil,“ fiel Sonnenkamp ein, „ich habe genug in der alten und neuen Welt gelebt, um zu wissen, daß gerade das die Tüchtigsten sind, die nicht da verharren, wohin der Zufall sie gestellt, sondern sich selbst ihre Bestimmung geben. Wer seinen Beruf ändert, muß eine wirkliche andere Berufung oder eine äußere Nöthigung dazu haben. — Gestatten Sie mir eine Frage: Halten Sie es für möglich, daß ein Mann, der wesentlich aus . . . sagen wir aus Resignation,

eine solche nicht eigentlich dienende aber doch abhängige Stelle übernimmt, zu derselben geeignet ist? Wird er sich nicht gebunden, dienstbar und oft unglücklich fühlen?“

„Ihr offener Einwurf ehrt mich,“ erwiderte Erich; „ich weiß wohl, der Erzieherberuf erheischt eine Botmäßigkeit vom Erwachen bis zum Niederlegen. Nichts kann mir erwünschter sein, als die Wahrnehmung, daß Sie die Sache so ernst nehmen.“

Wieder zuckte etwas durch das Antlitz Sonnenkamps. Erich schien es nicht zu bemerken, denn er fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Es ist nicht Resignation, die mich zur Bewerbung um die Erzieherstelle in Ihrem Hause bewegt. Ich stimme Ihnen bei, daß wer bloß aus Noth in eine solche Stellung träte, diese nur schwer erfüllen könnte, obgleich auch aus Noth Reigung, oder wie man sagt, aus der Noth eine Tugend werden kann. So weit ich mich beurtheilen kann, darf ich sagen, ich würde, auch in die besten Verhältnisse gestellt, den Erzieherberuf übernommen haben.“

„Sehr ehrenwerth . . . sehr ehrenwerth!“ rief Sonnenkamp. In einer triumphirenden Art fügte er hinzu:

„Die Liebhaberei ist gut, aber ich ziehe den Mann von Profession vor.“

„Ich erkenne das vollkommen,“ erwiderte Erich. „Ich biete Ihnen meine freie Arbeit.“

Bei diesen Worten hob Sonnenkamp rasch den Kopf, ohne seine Lage zu ändern, stierte den Sprechenden an und senkte schnell wieder den Blick.

„Ich biete Ihnen und Ihrem Sohne,“ fuhr Erich fort, „die Kraft alles Dessen, was ich bin und bisher an Wissen und Erkennen mir anzueignen strebte. Ich fühle mich dabei frei, denn was ich zu leisten vermag, leistete ich zugleich mir selbst, da ich bewähren möchte, was ich mir zumuthete.“

„Ich weiß, was freie Arbeit ist,“ sagte Sonnenkamp in den Boden hinein, dann richtete er sich auf und lächelte so verbindlich, als hätte ihm Erich einen großen Gefallen erwiesen.

„Im Interesse der Sache möchte ich einen Wunsch aussprechen,“ fügte Erich hinzu.

„Und der ist?“

Sonnenkamp setzte wieder die Hand auf den Tisch, als ob ein Einsatz zu machen wäre.

„Ich wünsche, daß Sie es nicht ungenehm fänden, mich vorerst einige Tage als Gast Ihres Hauses zu betrachten.“

Erich hatte gehofft, daß Sonnenkamp sofort bejahe, aber dieser knackte eine Cigarre, die er eben angezündet und die nicht gut im Zuge schien, gewaltsam mitten durch und warf sie ins Gebüsch. Wiederum röthete sich sein Antlitz und ein Grinsen spielte um seine Lippen, denn er dachte: sehr zuversichtlich! Der junge Mann glaubt, wenn er nur erst einige Tage sich eingewöhnt, dann hat er Alles so bezaubert, daß er nicht mehr zu entlassen ist. Wollen sehen.

Da er beharrlich schwieg, sagte Erich:

„Es dürfte sowohl für Sie als auch für mich erwünscht sein, daß wir vor einer festen Vereinbarung

uns näher kennen lernen, besonders aber wünsche ich das um Rolands willen.“

„Welche Summe würden Sie fordern?“ fragte Sonnenkamp, ohne auf die Darlegung Erichs einzugehen.

Erich erwiderte, daß nicht er, sondern der Vater dies zu bemessen habe.

Sonnenkamp brachte eine frische Cigarre durch rasche Züge ins lebendige Feuer und erklärte dabei mit großer Salbung, wie er wohl wisse, daß eigentlich keine Summe groß genug sei, um als Lohn für das mühselige Amt der Erziehung und des Unterrichts zu gelten.

Dann fragte er, sich zurücklehrend und die Beine über einander schlagend, indem er das linke Bein mit der rechten Hand heraufzog und festhielt.

„Wollen Sie mir nicht in kurzen Worten angeben, wie Sie bei Erziehung meines Sohnes verfahren möchten?“

„Die Methode im Unterrichte zeichnet der Lehrgegenstand bestimmt vor, das Verfahren bei meiner erzieherischen Thätigkeit weiß ich selbst noch nicht.“

„Wie? Sie wissen das selbst noch nicht?“

„Ich werde mir von Roland hierin meine Methode geben lassen, denn diese kann nur nach der Natur des Zöglings eingerichtet werden. Gestatten Sie mir ein Bild aus Ihrer Umgebung. Wenn Sie bemerken, daß Ihre Dienerschaft zwischen dem Hause und der Dienerschaftswohnung gern den Weg über ein wohl abgezeichnetes Rasenbeet nimmt, so werden Sie, wenn nur irgend thunlich, diesem Naturweg nachgeben und nicht eigensinnig die Form des Beetes erhalten, so angemessen

sie auch nach den Gesetzen der Gartenkunst sein möge. Sie werden den Naturweg in einen freiwillig angelegten verwandeln. Dies ist die Methode, die durch die Verhältnisse gegeben ist. Solche Wege sind auch in einem Menschen."

Sonnenkamp lächelte; er hatte in der That nur mit schwerer Mühe und strengem Verbot ein in der Mitte des ersten Hofes mit Gesträuchen bepflanztes Beet vor dem Betreten zu wahren gesucht und endlich doch einen Weg dort angelegt.

"Einverstanden," erwiderte Sonnenkamp. "Aber nach welchen Grundsätzen würden Sie Roland erziehen?"

"Da muß ich etwas weiter ausholen," nahm Erich auf. "Denn wenn auch die Methode der Erziehung sich nach den Umständen richtet, so muß doch das Princip derselben klar erkannt und fest verfolgt werden. Der große Kampf, der die Geschichte der Menschheit und das ganze menschliche Leben durchzieht, zeigt sich in der Erziehung des einen Menschen durch einen Anderen am schärfsten; die beiden Mächte treten da als lebendige Personen einander gegenüber. Ich möchte sie kurzweg Individualität und Autorität, oder Geschichte und Natur nennen."

"Ich verstehe . . . ich verstehe, fahren Sie fort," entgegnete Sonnenkamp, als Erich ein wenig anhielt in der Besorgniß, daß er sich zu sehr ins Allgemeine verliere.

"Der Erzieher muß die Autorität darstellen, der Zögling ist eine werdende Individualität," fuhr Erich fort. "Es ist also fortwährend ein Ausgleich, ein

Friedensschluß zwischen beiden kämpfenden Mächten herzustellen, der zur Harmonie werden soll. Bloß individuell erziehen, hieße ein Menschenkind außerhalb des Lebens stellen und um der Freiheit willen ihm die Gemeinschaft des Daseins versagen und erschweren; ihn bloß gegebenen Gesetzen unterthan machen, hieße ihm seine angeborenen Rechte rauben. Der Mensch bringt kein Gesetz mit, aber er tritt auch in ein Gesetz ein.“

Sich ganz aufrichtend fiel hier Sonnenkamp ein: „So ist's! So ist's! Jeder Mensch hat Ahnen, auch der als gemeiner Bürgerlicher Geborene.“

Erich fuhr fort:

„Das war der große Irrthum Jean Jacques Rousseau's und der französischen Revolution, daß man aus Verdruß über die vernunftwidrigen Traditionen glaubte, ein Mensch und ein Zeitalter könne Alles aus sich allein haben. Der Mensch ist aber ein Naturprodukt und ein Geschichtsprodukt, ist Erbe der ihm vorgearbeiteten, angesammelten Kraft; Aufgabe der Erziehung ist es nun, die eingeborene und die ererbte Kraft gehörig verwenden zu lehren.“

„Wie bringen Sie,“ fragte Sonnenkamp, „die Erziehung eines Amerikaners in Ihrem System unter?“

„Soll Ihr Sohn Amerikaner bleiben?“

Warum fragen Sie das?“

„Weil ein großes Erziehungsmittel fehlt, wenn ihm das Bewußtsein der Staatspflicht entzogen bleibt in einem fremden Lande. Soll also Roland sich als Amerikaner fühlen oder als Deutscher?“

„Nehmen Sie an, als Deutscher.“

Sonnenkamp war ermüdet von dieser Erörterung, die er eigentlich zu seiner Unterhaltung veranlaßte; dabei hatte er das Mißgefühl, daß, während er dem Fremden zu imponiren gesucht, dieser ihn zu Darlegungen verleitet hatte, die er nur widerwillig gab.

„Verzeihung, gnädiger Herr,“ unterbrach ein Reitknecht, als eben Erich von Neuem weit ausholen wollte. Sonnenkamp stand rasch auf, sagte, es sei die Stunde seines Ausritts und nickte Erich vornehm herablassend zu, das Weitere auf später vorbehaltend.

Roland kam des Weges und rief:

„Nicht wahr, Vater, ich darf mit Herrn Dournay ausreiten?“

Sonnenkamp willigte ein und ging eiligen Schrittes davon. Er stieg zu Pferde und bald sah man ihn auf einem muthigen Rappen am Ufer entlang die weiße Straße dahinreiten. Er sah gewaltig aus, wie er zu Pferde saß; hinter ihm drein folgte der Reitknecht.

### Fünftes Capitel.

Roland hatte bereits sein Pony und das Pferd für Erich satteln lassen. Die Beiden stiegen auf und ritten zuerst im Schritt durch einen Theil des Dorfes; am Wege stand ein kleines Haus, es war rebenumrankt und die Fensterladen waren geschlossen. Erich fragte, wem das Haus gehöre und warum es verschlossen sei. Roland berichtete, daß es seinem Vater gehöre; hier

habe der französische Baumeister gewohnt, der die Villa baute, und auch manchmal der Vater, wenn er während des Baues und der Herrichtung von Park und Garten aus der Schweiz und Italien hieherkam.

„Nun scharfen Trab,“ sagte Erich. „Nimm die Zügel besser in die Linke.“

Lustig sprengten die Beiden Flanke an Flanke dahin. Plötzlich aber scheute das Pferd Erichs und bäumte sich. Roland schrie auf, doch Erich beruhigte ihn, rief nur noch: „Ich zwinge ihn!“ und tummelte das Pferd mit solcher Macht, daß es dampfte und ihm nun willig gehorchte. Er ritt wieder zu Roland zurück und ruhig ritten nun die Beiden neben einander dahin.

„Denke Dir,“ sagte Roland, „ich soll wieder einen Hofmeister bekommen.“

„Nun? Und Du freust Dich darauf?“

„Ich will keinen.“

„Was willst Du denn?“

„Fort will ich, aus dem Hause fort — in ein Cadettenhaus! Warum durste Manna ins Kloster? Sie sagen immer, meine Mutter kann nicht essen, wenn ich nicht mehr da bin; sie muß doch auch essen, wenn ich Officier bin.“

„Du willst also Officier werden?“

„Ja, was denn sonst?“

Erich schwieg.

„Bist Du auch von Adel?“ fragte der Knabe nach einer Weile wieder.

„Nein.“

„Möchtest Du es nicht auch werden.“

„Das kann man nicht werden.“

Der Knabe spielte mit der langen Mähne seines Pferdes; jetzt schaute er zurück und sah, wie die Fahne vom Thurm herabgelassen wurde. Er zeigte das Erich und setzte stolz hinzu, er werde sie doch wieder aufhissen. Die feinen, plastisch schönen und farblosen, oftmals auch wie übermüdeten Züge des Knaben gewannen Spannung und Farbe; es lag ein fecker Ausdruck auf seinem Gesichte.

„Es ist gut, daß Du stolz darauf bist, ein geborener Amerikaner zu sein,“ sagte Erich.

„Du bist der Erste in Deutschland, der mir darin Recht gibt,“ rief der Knabe; „Herr von Branken und Fräulein Perini spötteln immer über Amerika, Du allein — aber verzeih', es ist doch nicht recht, daß ich Sie Du nenne.“

„Laß es immerhin dabei, wir wollen gute Freunde sein.“

Der Knabe streckte ihm die Hand entgegen und Erich drückte sie mit Wärme.

„Sieh, auch unsere Pferde sind gute Freunde,“ fuhr der Knabe fort. „Hast Du zu Hause auch viele Pferde?“

„Ich habe gar keines, ich bin arm.“

„Möchtest Du nicht auch reich sein?“

„Reichthum ist eine große Kraft.“

„Roland sah ihn staunend an. Das hatte mit denselben Worten auch Kandidat Knopf immer gesagt.

Nach geraumer Weile fragte er:

„Dem Namen nach bist Du ein Franzose?“

„Nein, ich bin ein Deutscher, meine Voreltern sind nur aus Frankreich eingewandert. — Wie alt warst Du, als Du nach Europa kamst?“

„Vier Jahre.“

„Hast Du Erinnerungen an Amerika?“

„Nein, aber Manna hat viele. Ich erinnere mich nur eines summanden Liedes von einem Neger, ich kann's aber nicht mehr zusammenfinden, und Niemand kann mir's vorsingen.“

Die Beiden ritten die Bergstraße hinan; das kleine Männchen, das Erich bei der Gartenerde hatte arbeiten sehen, ging am Wege und grüßte ehrerbietig. Sie hielten an und Roland fragte den Nicolas, so hieß das Erdmännchen, warum er jetzt schon nach Hause gehe.

Nicolas erwiderte, er gehe nur über Mittag nach Hause und dann in den Wald, um die neue Erde zu holen, die der Herr Sonnenkamp entdeckt habe; droben im Walde sei eine Quelle, die Eisen enthalte, und da habe Herr Sonnenkamp nachgraben lassen und Eisenerde gefunden; in diese Eisenerde pflanze er nun Hortensien, die fleischfarbenen Pflanzen färben sich dadurch himmelblau. Nicolas konnte nicht genug rühmen, was für ein Mann Herr Sonnenkamp sei, der Alles kenne und Alles verwende; da sei es natürlich, daß man so reich werde, denn die anderen dummen Menschen gehen auf der Welt umher, wo überall Millionen liegen, und kennen sie nicht.

Besonders rühmte Nicolas eine einfache Methode des Herrn Sonnenkamp, wenn er Obstkörner säete. Er ließ nämlich in die Erde hinein Nadeln vom Wach-

holderbaum mischen; dadurch kamen keine Würmer und keine Mäuse an den Samen.

Im Weiterreiten sprach Erich davon, wie einsichtige Männer in unserer scheinbar schon durchforschten und ausgebeuteten Welt Neues zu entdecken wissen, und er schätze es hoch, daß Sonnenkamp die Gartenkunst mit solcher Einsicht zu betreiben wisse. Roland richtete sich in den Bügeln auf; noch nie hatte er seinen Vater so rühmen hören.

„Hast Du Niemand in der Gegend, den Du besuchen möchtest?“ fragte Erich.

„Nein — oder doch — den Major, aber der ist jetzt auf der Burg. Schau, dort oben im Dorfe wohnt der Flurschütz Klaus, sie heißen ihn auch den Krischer, der hat unsere Hunde — willst du mit zu ihm? Ich muß ihm doch sagen, wie sich die Jungen der Mara befinden; eine Stunde, ehe Du kamst, war er bei mir.“

Erich war gern bereit und in kurzem Trab ritten sie die mäßige Steigung hinan, dann lenkten sie abseits, hielten bei einem kleinen Häuschen an und stiegen ab.

Hunde verschiedener Rasse kamen heran und sprangen an Roland empor. Auch Buck schien hier Freunde zu haben, er spielte mit einem braunen Dachshunde. Aus dem Hause kam ein Mann mittleren Alters, er legte die Hand militärisch grüßend an die Mütze. Er trug die kurze hellgraue baumwollene Jacke, die dem ländlichen Rheinbewohner etwas Freies und Bequemliches zugleich gibt; er rauchte aus einer Porcellanpfeife, auf der eine Himmelfahrt Napoleons in grellen Farben abgebildet war.

Die Art und Weise, wie Roland seinen neuen Freund dem Krischer vorstellte, zeigte, daß er mit untergeordneten Menschen in gebieterischer Weise zu verkehren verstand.

„Denke Dir nur,“ sagte er zu dem Flurschützen, „der Herr Hauptmann hat, ohne sie gesehen zu haben, am Würfeln gleich gewußt, wie alt die Jungen der Mara sind.“

„Das kann man, und auch von welcher Rasse sie sind,“ erwiderte der Krischer; er hatte eine sehr laute Stimme. „Je nachdem ein Hund von einem geschaidten oder dummen Geschlecht ist, hat er ein besonderes Würfeln und Bellen; dumme Menschen schreien und weinen auch ganz anders als geschaidte.“

Er blickte schelmisch auf Erich und hielt die Pfeife eine Weile in der Hand.

Er führte nun die Beiden in die Stube, hier waren viele Vogelbauer und darin Gezwitscher und Durcheinandersingen, daß man kaum sein eigen Wort hörte. Der Krischer war stolz darauf, Erich erklären zu können, wie er es verstehe, Käfer und Larven fressende Vögel an Körnerfutter zu gewöhnen, wie er auch Maden und Mehlwürmer bereite; dann schalt er über Roland, der gar keine Freude an der Vogelwelt habe.

„Nein, ich mag keine Vögel,“ bestätigte der Knabe.

„Und ich weiß warum,“ sagte Erich.

„Das weißt Du?“

„Du hast wahrscheinlich keine Freude an Thieren, die Du nicht besitzen kannst, wenn sie in der Freiheit sind, und gefangen magst Du sie auch nicht. Die Hunde

sind Dir lieber, sie sind in der Freiheit und halten doch zu uns."

Der Krischer nickte Erich zu, wie wenn er sagen wollte: Du bist nicht auf den Kopf gefallen.

"Ja, ich habe euch lieber!" rief Roland, der zwei junge Hühnerhunde auf dem Schooße hatte, während ihre Mutter daneben stand, den Kopf an seine Seite drückte und alle Hunde sich an ihn herandrängten.

"Neid und Eifersucht," sagte Erich, "ist doch die erste Eigenschaft der Hunde. Sobald man den einen streichelt, wollen die anderen auch etwas davon haben."

"Dort ist einer, der kümmert sich nichts drum," lachte der Krischer.

In der Ecke lag ein kleiner brauner Hund, der nur manchmal aufblinzelte. Erich sagte, daß das dem Aussehen nach ein Fuchshund sein müsse.

"Hat Recht, er versteht die Hunde!" rief der Krischer zu Roland gewendet. "Hat Recht! Den Waldmann hab' ich aus einer Fuchshöhle, und er ist und bleibt ein ungutmüthiges Thier, dem nicht zu trauen ist; man mag ihm geben, was man will, er wird nie dankbar und anhänglich."

Der in der Ecke liegende Hund blinzelte nur einmal auf und schloß die Augen wieder, wie wenn er sich um das Gerede der Menschen gar nicht kümmere.

Roland zeigte nun Erich seine Frettchen, er that sie aus dem Käfig, und sie schienen ihn zu kennen. Das eine goldgelbe bezeichnete er als einen durchtriebenen zähen Racker; er hatte ihm den Namen Buchanan gegeben. Den Namen des andern wollte er

nicht nennen; es hieß eigentlich Knopf. Jetzt aber sagte er nur, daß er es Magister nenne, denn es besinne sich immer lange, bis es in die Höhle gehe, und ziehe die Lefzen, als ob es eine lange Predigt halten wolle.

Man ging in den Garten und der Krischer zeigte Erich seinen Bienenstand.

Zu Roland gewendet, sagte er:

„Ja, Roland, Ihres Vaters Blumen thun meinen Bienen wohl; wenn die guten Thierchen nur nicht so weit fliegen müßten bis in Euren Garten hinunter. Was thut's? Ich lasse mein Vieh sich auf fremder Weide nähren, und so weit ist es doch noch nicht in der Welt, daß die Reichen den Bienen des armen Mannes verbieten können, Honig aus den Blumen zu saugen.“

Es war ein scharfer Blick, der aus seinen Augen schoß, als er dies sagte; der ganze Ingrimm des Armen gegen den Reichen zuckte darin auf.

Der Krischer klagte, daß Sonnenkämp so viele Nachtigallen hege. Sie singen freilich schön, aber sie fressen den Bienen den Honig, das heißt die Bienen selbst, sammt dem Honig. Die Nachtigall, die alle Menschen so gern haben, ist ein grausamer Bienenmörder.

„Ja,“ entgegnete Erich, „die Nachtigall weiß nicht, daß die Bienen Honig geben, und sie frisst die Thiere überhaupt nicht uns zuliebe, sondern sich zuliebe.“

Der Krischer sah bald Erich, bald Roland an.

Roland fragte, wie weit der Greif dressirt sei. Er

erhielt die Antwort, er werde gut auf den Mann gehen, sei aber noch zu wild, sein Sprung noch nicht regelrecht, doch packe er schon an. Roland wünschte das zu sehen; der Tagelöhner jedoch, der die Probe an sich machen ließ, war nicht zu Hause. Roland erzählte, daß Nicolas heimgegangen sei, der würde sich auch dazu bereit finden lassen. Er ging selbst und holte den Nicolas.

Als Roland weggegangen war, faßte der Krischer schnell die Hand Erichs und sagte:

„Ich helfe Ihnen, Sie sollen ihn kriegen; ich kann Ihnen den Burschen geschickt in die Hand geben.“

Erich sah staunend drein, und der Krischer fuhr fort, ihm zu erklären, daß er wohl wisse, warum Erich gekommen sei, und wer es verstünde, könne aus Roland einen tüchtigen Mann machen. Er deutete mit verschmitztem Blicke an, daß Erich ihm wol auch einmal dankbar sein würde, wenn er ihm zu der Stelle verhelpe.

Noch ehe Erich etwas erwidern konnte, kam Roland mit Nicolas zurück, der sich nun ein Polster über den Nacken binden ließ und sich am Gartenzaun aufstellte, mit beiden Händen die Latten festhaltend. Ein großer Neufundländer Hund wurde aus einer Hütte herausgeholt, er sprang ungeschickt hin und her, aber auf einen Pfiff des Krischers stellte er sich hinter ihn.

Nun rief der Krischer:

„Greif . . . faß! . . . Auf den Mann!“

Im Sprunge jagte der Hund durch den Garten nach dem Männchen, das am Zaune stand, sprang an

ihm empor, biß in das Polster am Nacken und zerrte das Männchen, bis es niederfiel, dann stellte er ihm die rechte Vorderpfote auf die Brust und schaute zum Krischer zurück.

„Bravo! Bravo! Sehen Sie, das ist ein wahrer Satan!“

„Hast Recht!“ rief Roland. „Satan! das ist der rechte Name. So soll er heißen! Satan! Nun sollen sie in der ganzen Gegend mich fürchten.“

Erich stimmte dem Krischer bei, daß man einem Hunde, der schon alle Zähne habe, nicht den Namen ändern dürfe.

„Gewiß,“ wiederholte der Krischer, „ein Hund, dem man den Namen ändert, verliert seinen Appell.“

„Uebrigens,“ fügte Erich noch hinzu, „ist es ganz falsch, einen Hund so zu nennen. Ein Rufname für einen Hund sollte wo möglich einfüßig sein und ein E enthalten; ein E ruft sich leicht laut.“

„Sie sind ein großer Gelehrter; so einer ist mir noch gar nicht vorgekommen, Sie wissen ja Alles,“ erging sich der Krischer in Lobpreis und zwinkerte dabei halb verstoßen.

Satan — denn Roland beharrte dabei, daß der Hund nun so heiße — ließ sich von dem am Boden liegenden Männchen nicht wegbringen, obgleich Roland und der Krischer wiederholt riefen. Das war nicht in der Ordnung. Erst als ihm der Krischer die Peitsche zeigte, ließ er ab.

Roland schenkte dem Nicolas ein Stück Geld, er bedankte sich sehr unterwürfig und wünschte nur, daß

er täglich dreimal sich so vom Hunde niederwerfen lassen könnte. Erich schaute nachdenklich zu. Die Welt, die sich einem reichen Knaben so zur Verfügung stellt, wie soll er sie lieben, für sie arbeiten und wirken lernen?

Als die Beiden die Hütte verließen, gab ihnen der Krischer mit einem ganzen Rudel Hunde ein Stück Weges das Geleit. Sie führten die Pferde am Zügel, und der Krischer hielt sich ausschließlich zu Erich; er frante seine ganze Weisheit aus, wie er die Hunde zu erziehen verstehe.

Er schien in schelmischer Weise auch Erich unterrichten zu wollen, indem er sagte: erst, wenn ein Hund sich richtig tragen kann und nicht mehr über seine eigenen Glieder stolpert, könne man etwas mit ihm anfangen. Eine Hauptsache sei aber, man dürfe mit einem Hunde nicht viel sprechen, lauter kurze Worte müsse man haben, geh! komm! hier! — nur keine langen Reden. Man dürfe ihn nicht gewöhnen, daß er meine, er sei was, ganze Tage müsse man ihn gehen lassen; wenn er freundlich sein wolle, es nicht annehmen; denn sowie man sich zu viel mit dem Hunde abgebe, werde er beschwerlich. Wenn ein Hund vor Einem Respect haben solle, dürfe man auf der Jagd nicht fehlen, besonders wenn man ihn zum ersten Male mitnimmt; hat man was geschossen, das der Hund holen kann, so wird er anhänglich und treu; schießt man vorbei, so hat er keinen Respect und kriegt ihn nie.

„Kennen Sie den Herrn Knopf?“ fragte der Krischer. Erich verneinte.

„Ja, der Herr Knopf,“ rief der Krischer, „er hat mir hundertmal gesagt, die Schulmeister sollten alle bei mir in die Lehre gehen. Die Hunde und die Menschen sind ganz gleich. Die Hunde sind nur ehrlichere Hunde und lassen sich dressiren und beißen nur da, wo der Herr es ihnen befiehlt.“

Erich sah den Mann staunend an, in welchem eine räthselhafte Bitterniß war. Und gerade dieser Mann war der Freund des Knaben!

Der Krischer schmunzelte, da Erich sagte, daß die Thiere etwas vom Verstande der Menschen annehmen, mit denen sie umgehen.

Als man, auf der Ebene angelangt, Abschied nahm, führte der Krischer Roland beiseite und sagte:

„Sie Sausewind, alle Ihre hochsteifen Pfarrer und Schulmeister sind nichts gewesen. Das wäre ein Mann! Solch einen Mann sollte Ihr Vater kaufen, dann könnte etwas aus Ihnen werden. Aber freilich, der ist für all Euer Geld nicht zu haben!“

Der Krischer sagte dies scheinbar nur zu Roland, aber Erich mußte es auch hören, denn er sollte ja wissen, daß er dem Krischer dankbar zu sein habe.

Als man eben aufstieg, sagte der Krischer noch:

„Wissen Sie denn auch, daß Ihr Vater jetzt den ganzen Berg da kauft? Arrondiren heißen sie das! Verfluchtes Arrondiren! Ihr Vater fragt noch: was kostet der Rheingau? Und kauft ihn.“ Knirschend fügte er hinzu:

„In hundert Jahren gehört von all den Wein-

bergen keine Handbreit mehr Denen, die da harken und graben. Muß das sein? Darf das sein?"

Erich antwortete nicht und ließ auch Roland zu keiner Antwort kommen.

Im frischen Trabe ging es nun nach der Villa zurück. Erich war entschieden.

### Sechstes Capitel.

Als Erich und Roland von ihrem Ritt zurückkehrten, hörten sie, daß Herr von Francken angekommen sei. Auch der Koffer Erichs war bereits auf dessen Zimmer gebracht. Der Kammerdiener Joseph stellte sich Erich als Sohn des Anatomie-Dieners auf der Universität vor, er erzählte, daß der Vater Erichs ihm eine französische Grammatik geschenkt habe, aus welcher er in den Pausen als Billardjunge des akademischen Casino auswendig lernte.

Joseph half Erich bei seiner Einrichtung und gab ihm dabei Nachricht von der Ordnung des Hauses, wozu nun zunächst gehörte, daß man sich vor der Mittagstafel, die als ein Höhepunkt des Tages angesehen wurde, festlich gekleidet im Sommer im Pleasurground und im Frühling in Nizza einfand. So wurde nämlich ein gewölbter an der Terrasse gelegener Gang genannt, wo die Sonne am kräftigsten wirkte.

Erich legte die Uniform ab, und als er in den gewölbten Gang kam, traf er Francken im Auf- und

Niedergehen mit Fräulein Perini. Branden näherte sich ihm mit einem verbindlichen Lächeln, das ebenso schnell in seinem Gesichte erschien als es schnell verschwand. Im Bewußtsein seines Ranges und seiner gesellschaftlichen Stellung konnte er eine Höflichkeit an den Tag legen, in der man sogar einen gewissen Gemüthston wahrnehmen mochte. Bei einer Biegung stellte er sich wieder zu Fräulein Perini und setzte Spaziergang und Gespräch mit ihr fort.

Jetzt kam Roland daher, der sich ebenfalls umgekleidet hatte; es war dem Knaben auffallend, nun Erich in bürgerlicher Kleidung zu sehen.

„Heißt Deine Schwester Manna?“ fragte Erich.

„Ja, eigentlich Hermanna, aber sie wird immer Manna genannt. Hast Du etwas von ihr gehört?“

Erich konnte nicht erwidern, daß von Branden und Fräulein Perini der Name oft genannt war, denn eben kam Herr Sonnenkamp in schwarzem Gesellschaftsanzuge, weißer Halsbinde und tadellosen gelben Handschuhen. Er grüßte ermunternd nach allen Seiten. Nie war Herr Sonnenkamp heiterer, nie elastischer als in der Viertelstunde vor der Mittagstafel.

Man ging nach dem Speisesaale, einem kühlen, viereckigen, gewölbten Gemache, das von Oberlicht beleuchtet war. Die geschnitzten eichenen Möbel waren hier äußerst kräftig. Ein großes mit schönen alten Becken und venezianischen Gläsern geziertes Büffet zeigte reichen Silbervorrath. In der ganzen Gegend war aber die Fabel verbreitet, daß Herr Sonnenkamp nur von goldenen Tellern speise.

Nach einer Weile wurden die Flügelthüren geöffnet, zwei Diener in der kaffeebraunen Livree des Hauses standen wie Wachen hüben und drüben an den Pfosten und Frau Ceres schritt herein wie eine Fürstin. Auf der Schwelle verbeugte sie sich, allerdings etwas steif. Branden ging ihr entgegen und führte sie zu Tische.

Für jeden Gast stand ein Diener bereit, der den Stuhl hinrückte, während man sich zum Setzen niederließ. Fräulein Perini stand hinter ihrem Stuhl, stemmte die Arme auf die Lehne, hielt das Perlmutterkreuz mit gefalteten Händen, betete, machte das Zeichen des Kreuzes und setzte sich. Der Kammerdiener Joseph, der abseits bei dem mit Flaschen besetzten Tische stand, hatte nur das Amt eines Mundschens und er hatte ein scharfes Auge für leere Gläser, die er alsbald füllte.

Frau Ceres behielt während des Essens ihre buttergelben Handschuhe an. Sie wartete bei jedem Gericht, bis Herr Sonnenkamp sagte:

„So genieße doch etwas, liebes Kind — ich bitte.“

In der Art, wie er sie aufforderte, war ein doppelter, schwer zu bestimmender Ton; es klang manchmal wie Zuruf und Augenwink eines Thierbändigers, der einem gezähmten Wild gestattet, die vor ihm liegende Speise zu verzehren; es klang aber auch, wie wenn man ein trotziges Kind bittet. Frau Ceres aß nur etwas Geflügel und Süßigkeiten.

Branden benahm sich bei Tische als der anerkannte Ehrengast, der die Verpflichtung hat, sich dem Wirthes gefällig und mittheilsam zu erweisen. Er erzählte vom Mannheimer Pferdemarkte, von welchem er heute früh

mit dem Genossen zurückgekehrt war; er hatte zum herbſtlichen Wettrennen eine Schimmelſtute gekauft, die er mit freundlichem Erbieten Herrn Sonnenkamp überlaſſen wollte. Er wußte aber auch Frau Ceres zu unterhalten. Sie hatte eine beſondere Abneigung gegen die Familie des Weincavaliers, die ſich ſehr zurückhaltend gegen das Haus Sonnenkamp benahm. Nun erzählte er einige lächerliche Großthuereien des Weincavaliers, dem er ſich doch angeſchloſſen hatte. Daneben verſtand er auch die Redeweife verſchiedener Menſchen nachzuahmen und Zierlichkeiten vorzubringen, die in das müde Antliß der Frau Ceres eine Spannung, ja oft ein Lächeln brachten.

Die Unterhaltung wurde in italieniſcher Sprache geführt, die Branden ziemlich gut zu ſprechen verſtand, die aber Erich nicht geläufig war.

Frau Ceres mochte es für ihre Pflicht halten, den Fremden nicht ganz unbeachtet zu laſſen; ſie fragte ihn in engliſcher Sprache, ob er noch Eltern habe.

Mit erſichtlicher Gönnerschaft übernahm es Branden, den Vater Erichs und die Mutter zu ſchildern; er that dies mit beſonderer Freundlichkeit und verweilte mit Nachdruck dabei, daß Erichs Mutter eine Dame von altem Adel ſei.

„Dem Namen nach ſind Sie eigentlich ein Franzoſe?“ fragte Fräulein Perini.

Erich wiederholte, daß ſeine Vorfahren vor zwei Jahrhunderten in Deutſchland eingewandert ſeien; er fühle ſich vollkommen als Deutſcher und freue ſich, von den Hugenotten abzuſtammen.

„Was ist denn Hugenotten? — Ach ja, das wird ja gesungen!“ rief Frau Ceres, sich kindisch freuend, daß sie das wußte.

Die Tischgenossen mußten an sich halten, um nicht laut zu lachen.

„Warum heißt man sie eigentlich Hugenotten?“ fragte Roland, und Erich erwiderte:

„Einige meinen, die Bezeichnung stamme daher, weil sie im Geheimbunde ihre religiösen Zusammenkünfte bei Tours nur um Mitternacht halten durften, wo der Geist König Hugo's umgehen sollte; Andere sind der Ansicht, daß es ein deutsches Wort ist, Eidgenosse heißt, und nur von den Franzosen in Hugenotte verwandelt wurde.“

„Sie scheinen stolz darauf zu sein, von den Hugenotten abzustammen?“ fragte Sonnenkamp.

„Ich möchte stolz nicht als das eigentliche Wort wählen,“ entgegnete Erich. „Ein tyrannischer König vertrieb die Hugenotten aus Frankreich und sie wurden wie die Juden zu lebendigen Bestandtheilen verschiedener Völkerschaften . . .“

„Es ist sehr bescheiden von Ihnen,“ unterbrach Branden, „daß Sie die Hugenotten, die meist vornehme Geschlechter waren, mit den Juden in Parallele setzen.“

„Ob meine Vorfahren vornehm waren, betrachte ich als gleichgültig,“ entgegnete Erich, „sie widmeten sich bürgerlichen Gewerben, und meine Ahnen zunächst sind Goldschmiede gewesen. Die Vergleichung mit den Juden aber muß ich doch aufrecht halten. Jede um

ihres Glaubens willen in die Fremde vertriebene und zerstreute Genossenschaft ist darauf hingewiesen, über aller Nationalität immer die Einheit der Menschheit im Auge zu halten und mit aller Kraft gegen jeden Fanatismus und jede Ausschließlichkeit zu wirken. Es gibt keine allein selig machende Religion und keine allein menschlich schön machende Nationalität.“

Branden und Fräulein Perini sahen einander verwundert an, Frau Ceres wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und Sonnenkamp schüttelte den Kopf über den Gast, der mit Gewaltjamkeit in das leichte Tischgespräch hinein seine weltgeschichtlichen Ideen mengte.

„Sie müssen mir das einmal näher auseinandersetzen,“ suchte er abzulenken.

Noland fragte:

„Ludwig der Bierzehnte, der Deine Ahnen vertrieben hat, ist das derselbe, der auch die Burgen hier am Rhein zerstörte?“

„Allerdings.“

Das Tischgespräch schien von einem Punkte, der es schwerfällig machte, nicht wegzukommen, aber es wurde plötzlich abgelenkt, denn eine scharfgewürzte Speise wurde aufgetragen. Noland wollte davon essen, der Vater wehrte es ihm. Die Mutter dagegen rief plötzlich mit heftigem Tone:

„So laß ihn doch genießen, was er mag!“

Ein Blick aus Erichs Augen traf Noland, und der Knabe legte den Bissen, den er eben zum Munde führen wollte, nieder und sagte:

„Ich will es doch lieber lassen.“

Die Tafel wurde aufgehoben. Fräulein Perini betete wieder leise. Alles stand still, die Diener rückten schnell die Stühle hinter den Aufgestandenen weg und man ging nach der Veranda, um den Kaffee einzunehmen.

Frau Ceres gab einem schneeweißen Papagei ein Biscuit und der Papagei rief: „God bless you, massa!“ Dann ließ sie sich in einen Lehnstuhl nieder, Branden setzte sich auf ein niederes Tabouret, er saß ihr fast zu Füßen.

Fräulein Perini wählte einen Platz, der nahe genug war, um, wenn es gewünscht wurde, an dem Gespräche theilzunehmen, und doch wieder entfernt genug, um Frau Ceres mit Branden allein reden zu lassen.

Sonnenkamp winkte Erich, mit in den Garten zu gehen. Roland schloß sich ungeheiß an.

Ein Diener kam und meldete, daß der Feldhüter Klaus bei den neugebornen Hunden sei, der junge Herr werde gebeten, auch dahin zu kommen.

„Ich erlaube Dir, daß Du hingehst,“ sagte der Vater.

„Ich möchte aber lieber bei Euch bleiben,“ erwiderte Roland.

Es lag etwas kindlich Anschmiegendes in Ton und Geberde und er faßte dabei die Hand Erichs.

„Wenn Dein Vater sagt, Du darfst gehen, so sollst Du gehen,“ sagte Erich.

Roland ging mit zögernden Schritten.

## Siebentes Capitel.

Sonnenkamp und Erich gingen nach dem Park.

Zwei Menschen wandelten hier im Gleichschritt beim Landhaus am Rhein und sie waren doch so getrennt und verschieden. Sonnenkamp hatte sich mit kühnem Muthe und rücksichtsloser Willenskraft vom Weltbesitze angeeignet, was er habhaft werden konnte; er wollte nun in Ruhe genießen und Alles seinem Egoismus unterthan halten. Erich dagegen hatte nur gestrebt und gearbeitet, die Welt in der Erkenntniß zu durchdringen und für die Mitlebenden zu wirken. Auf jeden Anruf gab er sein volles Denken preis. Er glaubte noch, die Menschen wollten im Gespräche etwas gewinnen, wollten klarer werden und nicht blos die Zeit vertreiben, und so gab er in der Erregung des Augenblicks sich stets ganz und frei in der vollen Naivetät der Hingebung, Verfennung und Vorwurf der Eitelkeit nicht achtend.

So erging er sich nun auch in der Ausführung, welch ein Glück es sein müsse, hier im ruhigen Hause am bewegten Strome, in sich gehalten in die weite Welt zu wirken.

Sonnenkamp hörte geduldig zu, aber innerlich triumphirte er über den Schwärmer. Da sitzen die Gelehrten im kleinen Universitätsstädtchen, und weil sie keine Welt vor sich sehen, leben sie im Phantasiegebilde der Menschheit und erscheinen sich selber als höchst wichtige Weltregierer.

Leise pfliff Sonnenkamp vor sich hin, so leise, daß

Niemand außer ihm dies Pfeifen hörte; ja, er wußte seine Lippen so zu stellen, daß man ihm nicht ansah, daß er pfeife.

An einer Erhöhung setzte er sich und wies auch Erich einen Stuhl an.

„Sie müssen bemerkt haben,“ sagte er, „daß Fräulein Perini streng katholisch ist, und unser ganzes Haus gehört zur Kirche. Ihre Confession ist für mich indeß kein Hinderniß. Nun aber“ — er beugte sich vor, legte beide Hände auf die Kniee und sah Erich scharf an — „nun aber — kurz die Hauptfrage: Wie glauben Sie, daß ein Knabe, der bereits weiß, daß er sich für keinerlei Erwerb zu bethätigen hat, ja, daß er einstmals eine — oder sagen wir, mehrere Millionen besitzen wird — wie glauben Sie, daß solch ein Knabe erzogen werden kann?“

„Darauf könnte es nur eine bestimmte Antwort geben.“

„So?“

„Die Antwort wäre einfach: Er kann gar nicht erzogen werden.“

„Wie? Gar nicht?“

„Ja. Das große Unbekannte, das Schicksal allein kann ihn erziehen. Was wir thun können, ist weiter nichts, als ihn gewöhnen, die ihm gewordene Kraft gehörig zu regieren und zu verwenden.“

„Regieren und verwenden,“ murmelte Sonnenkamp vor sich hin; „das hört sich gut. Sie bestätigen mir eine Wahrnehmung. Nur ein Soldat, nur ein Mann, der natürlichen Muth sich erzogen und gebildet hat,

kann in unserer Zeit noch Bedeutsames leisten; mit Predigten und Büchern bewirkt man nichts, bezwingt man nicht die alte und schafft nicht eine neue Welt.“

Mit einem veränderten, fast unterwürfigen Tone fuhr Sonnenkamp fort:

„Ich sehe schon, ich selbst werde vielleicht noch mehr bei Ihnen lernen, als Roland. Also bitte, wie würden Sie — denken Sie sich als Vater in mein Verhältniß — wie würden Sie Ihren Sohn erziehen?“

„Ich glaube,“ erwiderte Erich, „daß die Phantasie sich Vieles ausdenken kann, aber eine geheime Naturbeziehung kann nur erfahren, nicht ausphantasirt werden. Lassen Sie mich also von meinem Standpunkte als Fremder antworten.“

„Gut.“

„Mein Vater war Prinzenenerzieher und ich glaube, seine Aufgabe war leichter.“

„Leichter? Und warum?“

„In einem Prinzen wird schon früh das Bewußtsein der Pflicht erweckt; jede Minute wird ihm der Stolz, aber auch die Verpflichtung gegeben, daß er sich als Prinz zu benehmen habe. Die Repräsentation, in der die Fürstlichkeiten so Erstaunliches leisten, erscheint von früh an als Pflicht und wird zur Lebensgewohnheit.“

Sonnenkamp lehnte sich wieder zurück und ließ sich die Darlegungen Erichs munden wie einen seltenen Leckerbissen. Der Mann soll nur sich in Phantasien ergehen, derweil er nicht den Stuhl, auf dem er sitzt, nicht den Fußbreit Erde, auf dem er steht, sein eigen nennt.

„Fahren Sie fort,“ sagte er.

„Es mag lächerlich erscheinen,“ nahm Erich wieder auf, „es ist aber von Bedeutung, daß ein Prinz schon in der Wiege einen militärischen Rang erhält. Zur Vernunft erwacht, sieht er dann den Vater immer unter dem Gebote der Pflicht. Ich will damit keineswegs bestreiten, daß diese Pflicht oft sehr leicht genommen, ja ganz vernachlässigt wird; aber ein gewisser Schein der Pflicht muß immer gewahrt werden. Bei einem reichen Manne hingegen sieht das Kind die Pflicht, die der Reichthum auferlegt, nicht so gebietend vor Augen; es sieht Wohlthätigkeit, Gemeinnützigkeit, Kunstpflege, Gastlichkeit, das Alles erscheint aber als freies persönliches Belieben.“

„Sie kommen also auch auf die historische Verpflichtung?“ versetzte Sonnenkamp, ohne weiter zu erklären, was er damit meinte, vielmehr wußte er Erich zu immer weiteren Darlegungen zu ermuntern.

Er hatte sich vorgesetzt, Erich nur auszuforschen, nur eine neue Art des Genusses zu haben, einen gelehrten Idealisten sich ausreden zu lassen; er hatte seine besondere Lust daran, daß Erich dies Alles nur zu seinem Vergnügen thun sollte; er empfand eine gewisse Freude, sich auch einmal im Land der Ideale umzuschauen — es sah recht sauber darin aus, aber nur für eine Stunde, für einen halben Tag. Unversehens jedoch sah er sich in lebhaftes Interesse versetzt; er fühlte, daß mit Erich ein gegensätzliches, ja ein feindliches Element in sein Haus eintreten würde. Aber war es nicht vielleicht angemessen, den Sohn diese gelehrte Idealwelt kennen und überwinden zu lassen?

„Wissen Sie,“ fragte Sonnenkamp nachdenklich, „was man am meisten wünscht und was man nicht kaufen kann?“

Erich schüttelte den Kopf und Sonnenkamp fuhr fort:

„Gottvertrauen! Da hat man vorgestern einen armen Winzer begraben; mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich ihm sein Gottvertrauen für meine letzten Lebensjahre hätte abkaufen können. Ich wollte es dem Doctor nicht glauben, aber es ist wahr, der Winzer war ein Lazareth von Krankheiten und bei allen Schmerzen sagte er beständig: mein Heiland hat noch schwerer leiden müssen und Gott wird schon wissen, warum er mir das anthut. — Ich wünschte, daß Sie im Stande wären, meinem Sohne ein Aehnliches zu geben, ohne ihn zum Frömmel oder Pfaffenknecht zu machen.“

„Ich glaube wir können das Gleiche gewinnen in dem Bewußtsein, uns nach Maßgabe unserer Kraft und in Uebereinstimmung mit dem Wohle unserer Mitmenschen zu bethätigen.“

Man sah in einem Seitengange Branden und Fräulein Perini auf- und abwandern und Sonnenkamp sagte, auf dieselben deutend:

„Ihr Freund Branden versteht es sehr gut, mit Fräulein Perini zu verkehren.“

Erich erklärte, daß er nicht das Recht habe, sich einen Freund Brandens zu nennen; sie seien in der Cadettenschule und in der Garnison mit einander bekannt geworden, hätten aber nie in ihren Gesinnungen übereingestimmt und sein Streben sei ein ganz anderes, als das eines Majorats Herrn; er erkenne die Güte,

mit der Francken ihm den Eintritt in das Haus Sonnenkamp erleichtert, aber die Wahrhaftigkeit gehe über Alles.

Sonnenkamp pfiß wiederum unhörbar; er war offenbar erstaunt über diese Freimüthigkeit; es kam ihm der Gedanke, daß Erich ein verschlagener Diplomat sei, denn er betrachtete es als eine Haupteigenschaft der Diplomatie, keinerlei Gebundenheit durch Dankverpflichtung zu erkennen. Dieser Mann ist entweder der edelste Schwärmer oder der abgefeimteste Weltling, dachte er.

Als man jetzt Francken und Fräulein Perini begegnete, begrüßte Sonnenkamp den Baron mit großer Herzlichkeit und faßte ihn unter den Arm.

Erich ging mit Fräulein Perini. Diese hatte stets eine kleine feine Handarbeit. Mit kaum sichtbaren Instrumenten und feinem Zwirn brachte sie mit überraschender Schnelligkeit eine Spitzenguirlande zuwege. Erich gab seine besondere Freude an der zierlichen Arbeit kund, die sie Dochi nannte. Uebrigens stand sofort, als wär's ein geschriebener Vertrag, zwischen den Beiden fest: wir werden uns möglichst vermeiden, und wenn wir doch in denselben Kreis gestellt sind, uns verhalten, als ob wir nicht mit einander auf der Welt wären.

### Achtes Capitel.

Während Erich mit dem Vater im Garten war, saß Roland mit dem Krischer bei den jungen Hunden. Der Krischer fragte, ob es bereits fest sei mit dem

Hauptmann. Roland verstand nicht, was er wollte; der Krischer lachte in sich hinein, er kann sich noch einen doppelten Vortheil verschaffen.

„Was krieg' ich von Ihnen,“ fragte er mit verschmigt lauerndem Blick, „wenn ich mache, daß der Hauptmann bei Ihnen bleibt als Kamerad und Lehrer? — Hu!“ unterbrach er sich, „Sie machen ja ein Gesicht wie die Hunde, wenn ihnen zum ersten Mal die Augen aufgehen. — Nun reden Sie — was krieg' ich?“

Roland antwortete nicht.

Jetzt kam auch Joseph in den Stall. Er schilderte die Eltern Erichs als wahre Heilige und zuletzt schloß er:

„Sie können stolz sein, Herr Roland, der Vater Erichs hat den Prinzen erzogen und der Sohn erzieht nun Sie.“

Noch immer konnte Roland nicht antworten. Er ging davon und sah den Vater und Erich beisammen sitzen, er zürnte auf Erich. Warum hat er denn nicht gleich gesagt, wer er ist? Aber schnell überwand er das wieder. Zutraulich schmiegte er sich an Erich und sein Blick sagte: Ich weiß, wer Du bist.

Erich verstand diesen Blick nicht.

„Jetzt haben Dich die Andern genug gehabt, jetzt geh' mit mir,“ bat Roland.

Er geleitete Erich auf sein Zimmer, er schien nur zu warten, daß Erich sprechen würde, dieser aber hätte den Knaben gern gebeten, ihn allein zu lassen. Wie eine schwere Last legte es sich ihm auf die Seele, daß, wer sich in Dienstbarkeit begibt, vor Allem aber, wer den Anschluß einer jungen Seele aufgenommen, die er

bilden, halten und führen soll, kein Leben für sich hat, nicht müde sein, nicht sagen darf: jetzt laß mich mir. Er muß immer bereit, immer gewärtig, immer für einen Andern da sein.

Roland war traurig, da er das müde Antlitz Erichs sah.

Ein Diener kam und meldete, daß die Wagen zur Ausfahrt angespannt wären.

Erich erschrak. Was ist denn das für ein Leben? Im Garten lustwandeln, ausreiten, ausfahren, essen, dann wieder ausfahren, sich vergnügen — wie soll man da ein inneres Leben wahren und zusammenhalten? Wie soll es da möglich sein, eine junge Seele in einer bestimmten Richtung, einer stetig sich fortentwickelnden Stimmung zu erhalten?

Er ging mit Roland in den Hof und bat, ihn von der Ausfahrt zu befreien, er habe das Verlangen, einige Stunden allein zu sein.

Herr Sonnenkamp sagte, daß er seinen Gästen keinerlei Zwang auferlege; Pranken und Fräulein Perini wechselten schnelle Blicke, in denen eine Schadenfreude zu liegen schien, daß Erich durch Eigenwilligkeit sich eine Blöße gab.

Roland sagte, er wolle zu Hause bei Erich bleiben, aber Pranken entgegnete mit triumphirendem Ton:

„Herr Dournay will allein sein, und wenn Sie bei ihm bleiben, lieber Roland, ist der Herr ja nicht allein.“

Er sagte das Wort „der Herr“ mit einem eigenthümlich schnarrenden Tone.

Man ließ nun den zweiten Wagen zurück. Fräulein Perini, Branden und Roland stiegen ein. Sonnenkamp setzte sich auf den Bock; er lenkte gern selbst vier Pferde vom Bock.

Frau Ceres war ebenfalls zurückgeblieben. Erich sah die Gesellschaft davonsfahren, dann kehrte er in sein Zimmer zurück.

Ein Gefühl vor Allem kräftigte ihm die Seele und machte ihm das Herz frei: er war der Wahrhaftigkeit treu geblieben — und so soll es immerdar sein. Die Wahrhaftigkeit ist jene Mutter Erde, auf der feststehend der ringende Geist nicht zu besiegen und niederzuwerfen ist.

Ein Diener trat ein und meldete: Frau Ceres wünsche ihn zu sprechen.

Die Sonne war untergegangen, ein glühender Duft lag weit hinaus auf Thal und Strom und über den Bergen, als Erich mit dem Diener ging und vom Hausflur hinauschaute ins Weite.

Er wurde durch mehrere Gemächer geführt. Im letzten, in dem eine brennende Ampel von mattem Glase hing, hörte er eine Stimme, die rief:

„Ich danke Ihnen. — Segen Sie sich.“

Er sah Frau Ceres auf einem Divan liegen, vor ihr stand ein großer Lehnstuhl.

„Ich bin Ihnen zulieb zu Hause geblieben,“ begann Frau Ceres; sie hatte eine zarte ängstliche Stimme.

Erich wußte nicht, was er antworten sollte. Plötzlich richtete sie sich auf und fragte:

„Sie kennen meine Tochter?“

„Nein.“

„Nicht ich bin die Veranlassung, daß sie Nonne wird — nein, nicht ich — glauben Sie das ja nicht!“ Und sich wieder in die Kissen zurücklegend, fuhr Frau Ceres fort:

„Bleiben Sie nicht bei uns, Herr Hauptmann — ich warne Sie. Ich habe gar nichts gelernt — er hat mich nichts lernen lassen — aber bleiben Sie nicht bei uns, wenn Sie sonst in der Welt unterzukommen wissen. Warum wollen Sie denn in dies Haus eintreten?“

„Weil ich glaubte, Ihrem Sohne ein guter Führer werden zu können.“

„Ich bin nicht gelehrt — ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Frau Ceres. „Aber Sie haben eine Stimme und Worte — ich möchte Sie immer hören, wenn ich auch nicht verstehe, was Sie sagen. Sie lassen ihn doch nichts wissen, daß ich Sie habe rufen lassen?“

„Ihn? Wen?“ wollte Erich fragen, Frau Ceres aber richtete sich wieder hastig auf und sagte:

„Bleiben Sie nicht. Er kann entsetzlich sein. Niemand weiß es, Niemand kann es denken. Er ist ein gefährlicher Mann! Haben Sie mich auch lieb?“

Erich zitterte. Was soll das sein?

„Ach, ich weiß nicht, was ich sage,“ fuhr Frau Ceres wieder fort. „Er hat Recht — ich habe nur halben Verstand. Warum habe ich Sie doch rufen lassen? Ja, jetzt weiß ich's. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter. Ist sie in der That eine so gelehrte und vornehme Dame? Sie sind gewiß ein guter Sohn...“

Roland ist unordentlich im Essen, die Amme hat ihn verdorben. Aber er ist gut . . . Alle sind gut.“

Frau Ceres sagte die Worte bald hastig, bald schläfrig. Erich kam nicht dazu, sie über das Widersprechende und Räthselhafte zu fragen. Er sagte nur, wie er alle Zuversicht habe, daß Roland ein tüchtiger Mann werde, an dem die Mutter Freude erlebe, und er schilderte ihr eine Zukunft in warmen Worten.

Frau Ceres schluchzte, dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!“

Sie streckte Erich die feine weiße Hand entgegen und rief dabei:

„Ich danke Ihnen! Das hat er mit all seinem Geld nicht machen können, daß ich wieder weinen kann. O, wie wohl das thut! Bleiben Sie bei uns. Er kann nicht weinen — Sie sagen ihm nichts. Ich möchte auch eine Mutter haben. Bleiben Sie bei uns. Ich danke Ihnen — Jetzt gehen Sie — gehen Sie — ehe er zurückkommt. Gehen Sie. Gute Nacht!“

Erich war auf sein Zimmer zurückgekehrt. Was er erlebt hatte, erschien ihm wie ein Traum; das geheimnißvolle Wesen, mit dem auf Wolfsgarten vom Hause Sonnenkamp gesprochen worden, bestätigte sich immer mehr. Hier waren Räthsel der seltsamsten Art.

Zu der Liebe Erichs für Roland kam nun noch Mitleid. Hier waltete ein schweres häusliches Verhältniß, unter dem der Knabe viel gelitten haben mußte. Erich wollte der jungen Seele nach Kräften beistehen.

Er sollte indeß nicht lange allein sein, denn der Kammerdiener Joseph kam zu ihm und erzählte über

Alles im Hause, während Erich einzig an Roland denkend ihm kaum zuhörte.

Joseph war auf der Universität als Heinrich XXXII. Billardjunge gewesen, denn alle Billardjungen mußten Heinrich heißen. Er war dann Kellner im Bernerhofe zu Bern, wo Sonnenkamp, der fast zwei Sommer lang dort gewohnt und den ganzen ersten Stock — die besten Zimmer der Welt, wie sie Joseph nannte — innehatte, ihn kennen lernte und in Dienst nahm. Die Dienerschaft im Hause war eine Menagerie aus aller Herren Ländern. Der Ober-Kutscher war ein Deutscher, der erste Reitknecht ein Engländer, der Koch ein Franzose, das erste Kammermädchen eine durchtriebene Böhmin, Fräulein Perini eine italienische Französin aus Nizza. Herr Sonnenkamp war sehr streng, die Gärtner durften im Parke nicht rauchen und kein Reitknecht durfte im Stalle pfeifen, denn alle Pferde waren an den Pfiff des Herrn gewöhnt und durften nicht gestört werden. Uebrigens hatte Herr Sonnenkamp es besonders gern, wenn seine Diener nicht wie Diener aussahen; erst seit Kurzem hatte er der Frau nachgegeben, daß man für Einige Livree anschaffte. Die Diener durften nur wenig sprechen, es sind ganz bestimmte Worte, die Herr Sonnenkamp Jedem sagt, und Jeder zu erwidern hat, dabei aber sind Alle gut gehalten. Bis vor Kurzem habe Herr Sonnenkamp auch einen Verwalter gehabt, der die Bücher und Correspondenzen führte. Gegen Frau Ceres sei Herr Sonnenkamp besonders nachgiebig und geduldig und Niemand wisse eigentlich recht, sei die Frau bei Verstand oder nicht.

Zum Schluß erzählte Joseph nicht ohne Selbstbefriedigung, daß er den Ruhm von Erichs Eltern bereits in der Gesindestube verbreitet habe, denn es sei gut, wenn die Leute wüßten, woher man sei, da hätten sie weit mehr Respect. Die eigentliche Herrschaft im Hause sei und bleibe indeß Madame Perini; sie sei zwar ein Fräulein, die gnädige Frau nenne sie aber stets Madame.

„Der Krischer hat Recht,“ setzte Joseph hinzu, „Fräulein Perini ist eine Frau von sieben Kagenkraft und da kann man noch einen Marder dreingeben. Ach unser Fräulein! wenn die nur wieder da wäre. Und sie wird Frau von Branden! Ach, die ist schön! — Eigentlich nicht schön, aber gar lieb und anmuthig; früher war sie so lustig, kein Pferd ihr zu wild, kein Sturm auf dem Rhein zu heftig, und gejagt hat sie wie ein Wildddieb. Aber jetzt ist sie nur traurig . . . immer traurig . . . arg traurig.“

Wie zerrissene Klänge, die sich allmählig zu einer Weise zusammenfügen, dachte Erich an Alles, was er nun von der Tochter des Hauses gehört. Und war das nicht das Mädchen, das ihm vorgestern im Kloster begegnete? Unwillkürlich setzte sich ihm ein ganzes Lebensbild zusammen. Da ist ein Kind ins Kloster geschickt, fern von aller Welt, von allem Menschenverkehr. Es wird aus dem Kloster geholt und man sagt ihm: Du bist die Baronin Branden! und sie ist glücklich mit dem schönen und heitern Mann und alle Herrlichkeiten der Welt sind ihr durch ihn geschenkt, als wenn er das Alles gemacht hätte, und es kann wol

sein, daß sie nicht weiß, was sie an ihrem Manne hat, ja — es wird ein Glück sein, wenn sie es nicht weiß.

Joseph ging.

Erich saß allein in seiner Stube; kein Laut regte sich; er war so müde, denn das war ein Tag von einer Anspannung und einem Kraftaufwande zur Bewältigung ganz neuer Verhältnisse, daß man meinen mußte, es ließe sich nicht in die kurze Spanne Zeit drängen.

Was hatte er nicht heute Alles erlebt! Daß er droben bei Clodwig gewesen und Römerfunde betrachtet, schien wie ein Ereigniß, das Jahre zurückliegt; er hatte heute alle Gründe des Denkens aufgewühlt, er hatte heute zum ersten Mal das Brod der Dienstbarkeit genossen und das Gefühl der halben Freundschaft, des halben Undanks, das Räthselhafte in Sonnenkamp, in Roland, in Fräulein Perini und Frau Ceres, daß Frau Ceres ihn hatte rufen lassen und er nun das wirre Geheimniß bewahren sollte . . . das Bild der Tochter des Hauses — Erich warf alle Nebengedanken von sich und dachte an Roland allein.

Er richtete sich gewaltsam auf. Die soldatische Uebung half ihm. Da heißt es: auf dem Posten stehen, umsichtig Alles ins Auge fassen und nicht müde werden!

In der Ferne auf dem Bahnhofe hörte er jetzt eine zur Ruhe gestellte Locomotive zischen. Das kollerte und polterte und schnaubte wie ein Ungeheuer der Fabelwelt. Diese Maschine hat heut auf und ab Wagenreihen gezogen, drinnen hundertfältiges Menschenleben

sich auf eine Weile niedergelassen, und jetzt wird sie zur Ruhe gestellt, darf vom Dampf sich auskühlen. Erich lächelte vor sich hin, da er dachte, daß er selber fast eine solche Locomotive sei, die jetzt zum Erkalten gebracht würde, um am andern Morgen wieder frisch geheizt zu werden.

Noch als Erich sich zur Ruhe begeben wollte, kam Roland und erzählte, daß Francken zu Manna ins Kloster reise; dann fragte er Erich, ob er ihm nichts mitzutheilen habe.

Erich verneinte und der Knabe sah traurig aus, als er gute Nacht sagte.

### Neuntes Capitel.

Auf Gras und Blumen schimmerte der Morgenthau; die Vögel sangen lustig, als Erich durch den Park wanderte. Ueberall zeigte sich ein wohlordnender und sorgfältiger Geist.

Zwei Frauen trugen Gartenerde aus einem im Rhein liegenden Kahn ans Land; Erich hörte, wie sie mit einander plauderten.

„Gott sei Dank, der uns den Mann geschickt;“ sagte die Eine, „da braucht Niemand in der Gegend mehr Noth zu leiden, wer arbeiten mag.“

„Ja,“ rief die Andere, „und da sind die Menschen noch so schlecht und sagen dem Manne nach, ich weiß nicht was.“

„Was denn?“

„Er sei ein Schneider gewesen.“

Erich mußte an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Eine dritte Frau mit etwas kropfiger Stimme sagte:

„Ei was, Schneider — ein Seeräuber ist er gewesen und hat dem Sultan in Afrika ein goldenes Schiff gestohlen.“

„Und wenn's auch wäre,“ sagte die Andere, „die Menschenfresser haben Gold genug und sind noch Heiden dazu, und der Herr Sonnenkamp thut Gutes mit dem Golde.“

Erich ging weiter. Von einer Anhöhe sah er, wie das Haus und die Nebengebäude mit Park und Garten schön in Einklang gesetzt waren; in der Nähe des Hauptgebäudes waren nur Bäume von dunklem Laub, Linden, Almen und Küstern, welche die helle Architektur des in gutem Renaissance-Styl gebauten Hauses um so glänzender hervortreten ließen. Die Laubengänge führten allmählig wie überleitend zum festgefügtten Wohnhause, und dieses selbst schien nicht in die Naturumgebung hineingebaut, sondern aus ihr herausgebildet; die steinernen Säulengänge, die Rafen, die Bäume, die Erhöhungen leiteten auf das Haus hin; Alles stimmte zusammen. Das Ganze war ein Meisterwerk der ländlichen Baukunst, ein Stück Naturpoesie nach dem reinen Gesetze der Kunst; alles Menschenwerk sah so frisch aus, als ob es eben erst aus der Hand des Arbeiters hervorgegangen, und man sah jedem Gitterstabe an, welche Sorgfalt auf Jegliches verwendet wurde.

Als Erich aus dem Dickicht der Bäume an den Teich kam, trat ihm Herr Sonnenkamp entgegen. Er sah fremd aus in der grauen, mit Schnüren besetzten kurzen Plüschjacke; er freute sich, Erich schon wach zu finden, und erbot sich, ihm die ganze Anlage zu zeigen.

Zunächst machte er auf einen großen Busch Pampasgrases aus den Prairien aufmerksam, und indem er eine eigene Wurfbewegung machte, erzählte er, wie er manchen Büffel mit dem Lasso eingefangen.

Dann führte er Erich auf eine mit schönen Platanen besetzte Anhöhe, die er als die Achse des Ganzen bezeichnete. Er rühmte sich dieser schönen, wohlgeheimenden Bäume, indem er hinzufügte, daß man im schattenlosen Weinlande besonders auf tiefschattige Plätze für heiße Sommertage bedacht sein müsse.

„Sehen Sie,“ erklärte er, „ich habe die Schönheit meiner Anlagen auf fremden Boden gerückt; dort drüben auf der Höhe ist eine Baumgruppe, die habe ich erhalten und geordnet, Wege hergerichtet, neue Anpflanzungen gemacht, um ruhige Aussicht zu gewinnen. Ich habe mein Haus nicht zur Ansicht für Andere, ich habe es zur Aussicht für mich gebaut. Das Bauernhaus da drüben ist nach meinem Plan gemacht, ich habe natürlich dazu beisteuern müssen. Die Deckpflanzung dort ist zur Maskierung des grellen Steinbruchs; den zierlichen Kirchturm oben im Bergdorfe, den habe ich gebaut. Man hat mir dafür sehr viel Rühmlisches nachgesagt, ja sogar mir frommen Weihrauchduft gemacht — Ihnen kann ich's gestehen, es war mir nur darum zu thun, einen schönen Ausblick zu gewinnen.“

Ich muß die ganze Gegend in neue Stimmung bringen; das ist mühsam. Sehen Sie, jetzt baut mir ein Korbmacher drüben ein Haus mit dem entsetzlichen rothen Ziegeldach, das verlegt mir das Auge. Ich konnte dem Burschen nicht beikommen. Er will mir das Haus zu hohem Preise verkaufen . . . aber was soll ich damit? er mag es ja nur behalten und sich meinen Anordnungen fügen.“

Es lag eine Siegeslust in der Art, wie Sonnenkamp sprach, und Erich mußte an ein Wort von Bella denken, daß der Mann ein Eroberer sei; ein solcher will unterwerfen, die Welt nach seinem persönlichen Geschmack und nach seiner persönlichen Lust ordnen und zurechtrücken. Die Dörfer, die Kirchen, die Berge, die Wälder sind ihm nur Aussichtspunkte, zu denen er sich in einen beliebten Gesichtswinkel stellt.

Nun führte Herr Sonnenkamp seinen Gast durch den Park und erklärte ihm, wie er durch Anlegung von Höhen und Tiefen das Terrain in Bewegung gesetzt, wie er aber auch manches Gegebene nur hervorzuhoben und in rechte Wirkung zu bringen hatte; er zeigte die sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten; hier und dort hatte er eine Gruppe, ein kleines Wäldchen von der gleichen Baumart gepflanzt, die er dann nicht jäh und in scharfem Contraste, sondern allmählig, wie es die Natur von selbst thut, in gemischte Zusammenstellung übergehen ließ.

Erich hatte das richtige Verständniß. Ein Park müsse als gebildete Natur erscheinen, und je mehr man es verstehe, die bildende Menschenhand und den ord-

nenden Menscheng Geist zu verbergen und alles wie eine Naivetät erscheinen zu lassen, um so reiner erscheine dann auch hier die Kunst.

Sonnenkamp zeigte sich auch in der Geschichte der Gartenkunst wohl bewandert, er besprach mit Erich, wie sich im Laufe der Zeiten das Gartenideal vielfach verändert habe und daß Lucullus der erste römische Gartenkünstler gewesen, denn nur der Reichtum kann eine große Bodenfläche zu einem sogenannten unproduktiven Park machen.

Ein kleiner Bach, der vom Berge herabkam und in den Strom mündete, war mit großer Geschicklichkeit so verwendet, daß er manchmal verschwand, manchmal wie überraschend wieder erschien.

In der Anordnung der Ruheplätze zeigte sich eine besondere Sinnigkeit. Da war unter einer einzelnen stehenden Hänge-Eiche, die ein ganz rundes Schattendach bildete, ein zierlicher Sitz für einen einzelnen Menschen angebracht. Der Stuhl aber war umgestürzt und an den Baum gelehnt.

„Dies ist der Lieblingsplatz meiner Tochter,“ sagte Sonnenkamp.

„Und Sie haben den Stuhl wol umgelehnt, damit Niemand sich hier niederlasse, bis Ihr Kind wiederkommt?“

„Nein,“ erwiderte Sonnenkamp, „das ist zufällig.“

Die Beiden gingen weiter; Erich sah kaum die vielen, schönen, bequemen Bänke und hörte kaum, wie Sonnenkamp ihm erklärte, daß er solche nicht immer an den nackten Weg, sondern hinter Strauchwerk stelle, so daß hier wohlbereitete Waldeinsamkeit geboten werde.

Unter einer schönen Kiste war ein Tisch mit zwei einander gegenüberstehenden Sigen. Sonnenkamp erklärte, daß dieser Platz „die Schule“ genannt wird, denn hier erhielt Roland bisweilen Unterricht. Erich bemerkte, daß er es kaum für angemessen halte, im Freien sitzend zu unterrichten; was man im Geheul lehre, sei natürlich, aber der eigentliche feste Unterricht, der die geschlossene Sammlung des Geistes verlange, fordere auch einen geschlossenen Raum, in dem sich die Stimme nicht verflüchtige.

Sonnenkamp schwieg. Er gab noch keine Entscheidung, ob er Erich die Stelle übertrage.

Lange standen sie vor einer Gruppe von Laub- und Nadelbäumen. Der Morgenwind spielte im Laubwerk der Balsampappel und die weißen Blätter erschienen wie ein in freier Luft schwebender klarer See mit leisen Kräuselwellen.

Sonnenkamp erzählte, daß der Teich mit Springbrunnen und daneben auf einer kleinen Anhöhe die Rosenlaube nach einem Traum der Frau Ceres geordnet sei, und er fügte hinzu:

„Das war noch zur Zeit, als ich in unsrer Ansiedlung hier sehr glücklich war und Alles eine gleichmäßige, gesunde Stimmung hatte.“

Erich hielt an. Sollte er Herrn Sonnenkamp von der gestrigen Unterredung mit Frau Ceres erzählen? Auch Sonnenkamp stand still und sagte mit einem eigenthümlichen Blasen, wie wenn er leise und behutsam in ein Feuer bliese:

„Meine Frau hat oft wunderliche Launen; wenn

man ihr nicht widerspricht, vergift sie wieder, was sie gewollt hat.

Mit einer ungewöhnlichen Hast fuhr er fort:

„Jetzt kommen Sie, nun will ich Ihnen meine ganze Citelkeit zeigen. Aber noch eine Frage. Sie sind Philosoph . . . ist es nicht grausam, daß wir Alles dies verlassen müssen, daß wir wissen, wir müssen sterben, und dies Alles grünt und blüht weiter, und der es gepflanzt und der die Mittel dazu erobert, ist nicht mehr da und verwest?“

„Wozu solchen Gedanken nachhängen?“

„Sie haben Recht, daß Sie mir diese Antwort geben. Man muß das nicht fragen, denn Niemand weiß eine Antwort. Aber das Andere. Ich wünsche, daß Roland das rechte Verständniß für diese Schöpfung habe und sie weiter bilde, denn ein solcher Garten ist nicht wie eine Skulptur und überhaupt wie das Gebilde eines Künstlers; jene stehen fest und fertig, dieses aber wächst und muß immer neu gebildet werden. Und warum soll uns nicht gegeben sein, das, was wir errungen, geschaffen und gebildet, mit Sicherheit auf unsere Nachkommen zu vererben, ohne Furcht, daß fremde Menschen einmal Alles ihr Eigen nennen und verwüsten?“

„Wenn Sie glauben,“ erwiderte Erich, „daß ich auf Ihre erste Frage keine Antwort weiß, so muß ich sagen, daß ich die zweite Frage nicht verstehe.“

„Gut, gut, wir sprechen noch darüber oder sprechen auch gar nicht mehr,“ brach Sonnenkamp ab.

### Behntes Capitel.

Aus dem schattigen, dicht bestandenen Park, dessen Rand noch mit schönen stämmigen Weisstannen bepflanzt war, trat man in ein Gewirre von Obstpflanzungen, die auf einer Fläche von mehreren Morgen Feldes sich wahrhaft zauberisch darstellten. Die Beete waren mit kleinen, fast wie Larusgebüsch zwerghaft gehaltenen Birnen- und Apfelbäumen eingefaßt. Der Stamm war kaum zwei Schuh hoch gehalten, während die Auszweigungen an Drähten so ausgelegt waren, daß hüben und drüben oft dreißig Schuh lange Nester festgebunden waren. Das blühte jetzt an allen Enden und stand dabei so geregelt, daß der gewaltig bindende und bildende Menschenwille sich zeigte, der die Natur zum freien Kunstwerk oder auch zu einer zwerghaften Verkünstelung gebracht hatte.

Wohl geordnet standen dann Bäume von mannichfaltigsten geometrischen Formen. Da waren Bäume in Kreisformen und Vierecken, andere, die von unten bis zur Spitze nur vier Zweige hatten, die in gemessenen Zwischenräumen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren. An die Mauer angelehnt waren Bäume, die Stamm und Zweige in Sternform oder schief legen mußten, wie ein Basaltlager. Alles war im besten Gedeihen.

Sonnenkamp berichtete, daß man die Zweige knicke, um den Saft nicht zu Holzbildung in Stamm und Ast sich verbreiten zu lassen; Alles müsse der Frucht dienen.

„Sie haben wol auch Mitleid mit diesen geknickten Zweigen?“ fragte er ironisch lächelnd.

„Die natürliche Form der uns bekannten Obstbäume —“

„Ja wohl,“ fiel Sonnenkamp ein, „die Menschen sind Gefangene des Vorurtheils! Findet Jemand Unschönes, Gewaltfames darin, daß man den Weinstock allsommerlich dreimal kappt? — Niemand will schöne Form vom Weinstock, sondern nur reiche Frucht; so soll es auch beim Obstbaum sein. Sobald man zu oculiren begonnen, war der Weg vorgezeichnet; wir sind nur consequent. Der Zierbaum soll Zierbaum, der Fruchtbaum Fruchtbaum sein, Alles gradaus. Dieser Apfelbaum soll solche Aeste und nur so viel Aeste haben, daß er Früchte tragen kann und zwar so große als möglich; vom Obstbaum will ich kein Holz, sondern Frucht.“

„Aber die Natur —“

„Natur! . . . Natur!“ spottete Sonnenkamp. „Neun Zehntel dessen, was man Natur nennt, ist nichts als Dressur und selbstgemachte Phantasterei. Naturgeist und Volksgeist sind die beiden Götzen, die Ihr Philosophen Euch gemacht. Es gibt keine Natur, es gibt kein Volk, und wenn es beide gibt, so haben beide gewiß keinen Geist.“

Erich war betroffen von dieser herausfordernden Sprachweise, Sonnenkamp lenkte jetzt über und sagte:

„Der rechte Mann der Erziehung wäre der, der auch die Menschen so erziehen könnte, wie ich diese Bäume: zum nächsten Zweck, nichts Ueberflüssiges, keine

Umwege. Das, was man Natur nennt, ist eine Fabel; es gibt keine Natur, wenigstens unkenntlich wenig. Bei uns Menschen aber ist Alles Gewohnheit, Erziehung, Ueberlieferung.“

„Die Herren von der Tradition,“ konnte Erich endlich zu Worte kommen, „nennen uns Männer der Wissenschaft Gottesleugner: einen Naturleugner habe ich bis jetzt weder gekannt, noch je nennen hören. Vielleicht könnte man sagen, daß Diejenigen, welche die Gesetze unseres Lebens aus der Offenbarung herleiten, die Natur leugnen, oder vielmehr verwerfen.“

„Ich bin kein Gelehrter und vor Allem kein Theologe,“ brach Sonnenkamp rasch ab. „Alles ist Schicksal. Wir haben Kaupenfraß im Walde; da steht neben einem Kahl benagten Eichbaum ein anderer ganz frisch — warum? Das wissen wir nicht. Und sehen Sie hier diese Bäume. Ich habe einen Einblick in die Dekonomie dessen gethan, was man Natur nennt; da müssen tausend Lebenskeime verkommen, damit Einer sich entfalte, und das ist im Menschenleben nicht anders.“

„Ich verstehe,“ sagte Erich. „Alles Lebende hat etwas Aristokratisches im Gegensatz zum Verkommenden; die zur vollen Frucht sich entwickelnde Blüthe ist reich, die kümmerliche arm. Meinen Sie es so?“

„Zum Theil,“ erwiderte Sonnenkamp etwas müde. „Ich wollte nur sagen, daß ich den Mann nicht mehr suche, weil ich nicht glaube, ihn zu finden, den Mann, der meinen Sohn so erziehen könnte, daß er gradaus zu dem käme, was ihm beschieden ist.“

Still wandelten die Beiden geraume Zeit wieder durch den blühenden Garten.

Auf einer Tafel, die über der Mauer des Obstgartens hervorragte, stand geschrieben:

„Warnung. In diesem Garten ist Selbstschuß und Fußangel.“

Erich schaute nach Sonnenkamp um und dieser sagte lächelnd:

„Ihr Blick fragt mich, ob die Tafel dort Wahrheit verkündet? So ist's. Die Menschen glauben nicht mehr, daß man den Muth hat, das zu thun. Halten Sie sich stets auf dem Wege neben mir.“

Sonnenkamp vergnügte sich an der Betroffenheit Erichs. Und doch war es Lüge, es lag weder Fußangel nach Selbstschuß im Garten.

Man war im sogenannten Nizza angekommen, bei dem im pompejanischen Stile angelegten Säulengange, der sich tief in die zweite Terrasse des Nutzgartens einlegte.

„Nun will ich Ihnen mein Haus zeigen,“ sagte Sonnenkamp, drückte an eine kleine Thür, die durch einen unterirdischen Gang führte, und geleitete seinen Gast nach dem Wohnhause.

### Elftes Capitel.

Diener und Mägde in den unterirdischen Räumen erschrafen, als Sonnenkamp und Erich eintraten. Sonnenkamp sah nicht nach ihnen um, in englischer Sprache sagte er zu Erich:

„Die beiden Hauptdinge, auf die ein Mann wie ich, der sich zur Ruhe gesetzt, Sorgfalt verwendet, sind Küche und Pferdestall.“

Er zeigte ihm die Küche. Da waren Duzende von Feuerstellen zu verschiedenen Gerichten, und jede Speise hatte besondere Rännchen und Pfännchen, Feuer von der Seite und offenes Feuer. Die ganze Physiologie der Säftebereitung war hier in die Kochkunst überfetzt.

Sie gingen weiter. Jede Feuerstelle im Hause hatte ihr besonderes Ramin; Sonnenkamp hob das als wichtig hervor, denn er habe sich dadurch von den verschiedenen Windrichtungen unabhängig gemacht. Der Baumeister habe sich dagegen gestemmt und es habe auch viele Mühe und Kunst gekostet, die Durchzüge geschickt anzulegen.

Durch das Haus gingen überall elektrische Klingelzüge.

Auf den Treppen waren kostbare Decken, reiche Candelaber überall.

Alles war mit Pracht und Geschmac hergerichtet und zwar in einer gediegenen Pracht und mit durchdachtem Geschmace; Gold, Marmor und Seide wirkten, ohne zu prunken, künstlerisch schön, nichts war überladen. Die Möbel standen nicht herum wie Dinge, die ihren Platz suchen, sie waren dem Bau angepaßt und schienen fest und heimisch; dennoch hatte die Einrichtung noch etwas Unbewohntes. Es sah aus, als ob die Einrichtung erst auf Menschen wartete, die da wirklich wohnen, nicht blos auf- und abgehen und sich umsehen sollten.

Schwere, große, seidene Vorhänge waren je mit

den Tapeten übereingestimmt; die Stand-Uhren in allen Sälen waren aufgezogen, kleine Kunstwerke auf Kamminen und Gestellen wohl geordnet. Dennoch zeigte die Einrichtung keine besondere Physiognomie des Besitzers; es war nur jener Geschmack, der beim Tapezier bestellt werden kann, und nirgends ein Erbstück, ein Gegenstand, der Erinnerungen erwecken konnte. Und wie mochte das Alles auf die Seele Nolands wirken?

Erich wurde den Eindruck nicht los, daß man hier in eigenen Hause wie zur Miethe wohnt.

An der Nordseite des Hauses bei dem großen, mit rothen damastenen Tapeten bekleideten Saale war ein Erker, in dessen Mitte ein schöner Malachittisch stand, ringsum waren feste Sitze angebracht. Vier große Fenster oder eigentlich vier manns hohe Scheiben boten freie Ausblicke. In die zwischen den Fenstern befindlichen Wände waren in halber Höhe derselben die in Marmor gearbeiteten vier Tageszeiten von Rietschel eingelassen. Die Decke war mit feiner Stuckarbeit bekleidet, aus der ein schwebender Amor nicht herabzuhängen, sondern zu fliegen schien; die fein gearbeitete bronzene Figur hielt eine Fackel in der Hand, die als Gasflamme anzuzünden war.

„Hier allein,“ sagte Sonnenkamp, „habe ich Kunstwerke. Ich lüge mir und Andern nichts vor — ich habe eigentlich keinen Sinn für die bildende Kunst.“

„Auch das Künstlerthum ist eifersüchtig,“ entgegnete Erich; „die ausgesprochene Begabung für landschaftliche Gartenkunst mag den Ausdruck des Geistes in anderen Künsten verdrängen.“

Sonnenkamp lächelte.

Er führte seinen Gast in den Musiksaal. Dieser war ganz ohne Gold und Sammt, einfach mit Stuck an der Decke und einer meergrünen Tapete an den Wänden; seine Helligkeit hatte etwas Leuchtendes, als hänge Sonne an den Wänden; das Auge wurde nicht zum Schauen eines Bestimmten herausgefordert, so daß man um so aufmerksamer hören konnte, es trat keine Concurrnz der Sinne ein.

Erich fragte: „Wer ist in Ihrem Hause musikalisch?“

„Dieser Saal ist für meine Tochter eingerichtet,“ entgegnete Sonnenkamp, „von hier geht's in ihre Wohnung; ich sehe eben, sie steht offen.“

Er ging in das Zimmer, Erich blieb scheu an der Thüre stehen.

Die Jalousien waren herabgelassen. Sonnenkamp zog sie schnell in die Höhe. Der Ausblick ging über den großen Laubgang von Neben nach dem Oberrhein. Das Zimmer hatte eine weiße Tapete mit kleinen goldenen Sternen. Eine Anzahl von Photographien, durch ein blaues Band zu einem Kranze verbunden, in dessen Mitte ein großes Bild des Papstes, zierte die Langseite. Ueber dem weißen Bett mit weißen Vorhängen, die jetzt zurückgeschlagen waren, hing ein fein geschnitztes elfenbeinernes Crucifix, darunter ein wohleingerahmtes Farbendruckbild, ein Diplom für Hermanna, genannt Manna Sonnenkamp, die in den Bund der reinen Kindheit aufgenommen war.

Ein Schreibtisch, ein kleines Büchergestell, zierliche Stühle, Alles ließ erkennen, daß hier die Wohnung

eines Mädchens war, das still in sich lebt, wol zunächst von religiösen Gedanken bewegt. In diesem Raume war's, als schwebte darin ein die Seele ergreifender Gebethauch.

Der Blick Erichs haftete auf einem schönen Kamin von grünem Marmor, dessen Halbkreis mit lebendigem Ephen umzogen war und in dessen Vertiefung Blumen und Blattpflanzen standen.

„Meine Tochter hat in ihrem Zimmer während des Sommers den Kamin immer mit Blumen ausgefüllt,“ sagte Sonnenkamp heraustretend. „Nun kommen Sie in mein Arbeitszimmer.“

Sie traten in dasselbe. Es war mit ausnehmender Bequemlichkeit eingerichtet. Für jede Stimmung und jede Jahreszeit, für Einsamkeit und Gemeinsamkeit waren hier bequem gestellte Stühle und Sopha's und Tische, so daß das eine Zimmer deren mehrere in sich zu schließen schien; man war in einem großen Raum und doch dabei in anheimelnder Abgeschlossenheit. Diese Seite des Gebäudes war mit besonderm Geschick in die Landschaft eingefügt. Draußen sah man gleichstämmige Buchen und Platanen, die den Ausblick auf die oft kahl erscheinenden Nebenberge verdeckten, so daß der Blick auf den obern Theil der bewaldeten Höhe sich aufsetzte. In der Mitte, gerade vor dem Balconfenster, war die Burgruine zu schauen, die, wie Erich bereits gehört hatte, im Auftrage des Herrn Sonnenkamp ausgebaut wurde.

Nur ein einziges Bild hing hier: ein lebensgroßes Porträt Rolands aus seinem siebenten Jahre. Der

Knabe sitzt auf einer umgestürzten antiken Säule, die Hand auf den Kopf eines schönen Neufundländer Hundes gelegt und starrt hinaus ins Weite.

Ein großer Waffenschrank mit Waffen aller Art stand in einer Nische.

Während Grich umblickte, schob Sonnenkamp zwei Thüren zurück, die sich in die Wände einließen, und führte ihn in seine Bibliothek, wie er es nannte. Man sah aber keine Bücher, sondern große Schachteln, Thon- und Porcellangefäße, wie in einer wohlgeordneten Apotheke. Es waren Sämereien aus allen Ländern der Erde. Aus diesen Sämereiemächern führte eine besondere Treppe in den Garten. Sie war ganz von den Ranken der chinesischen Glycine überwachsen, die eben jetzt in traubenartigen Büscheln ihre blauen Schmetterlingsblumen trug. Sonnenkamp geleitete seinen Gast wieder in das große Arbeitszimmer zurück und hier sprach er davon, daß es ehemals sein Wunsch gewesen, Roland solle in den Handel eintreten. Er sprach vom Weltverkehr; für ihn gab es keine vereinzelte Thätigkeit, keine vereinzelte Produktion, ein Welttheil existirte nur durch den andern, die ganze Erde war der große Marktplatz, Eisen, Wolle, Tabake, Getreide betrachtete er in Schweden, Schottland, Ostindien und in der Havanna zu gleicher Zeit und ließ sie gegen einander aufstauen.

Sonnenkamp schien es heut entgelten zu wollen, daß Grich ihm so viel mitgetheilt. Grich war voll Staumens über die weitschauende Kraft des Mannes. Dabei bewahrte Sonnenkamp wohlgemessene Formen

und ruhige Sicherheit. Er hatte die weite Welt gesehen mit jener Scharfsichtigkeit der Engländer und Amerikaner, die im Brillenverbrauch die geringste Nummer unter den Völkern haben. Er faßte die wesentlichen Merkmale unbelastet von Nebensächlichem und von Reflexion; es war eine feste Gegenständlichkeit in der Bezeichnung dessen, was er in fremden Landen gesehen.

Sonnenkamp hatte sein Anwesen gezeigt, Erich sollte wissen, daß er nichts ändern lassen wird.

Ein Diener kam und meldete, Herr von Branden wünsche sich bei Herrn Sonnenkamp zu verabschieden.

### Zwölftes Capitel.

Branden ging mit der Reitgerte fuchtelnd im Hofe auf und ab, sein Reitpferd stand gesattelt. Mit anmuthiger Behendigkeit eilte er auf Sonnenkamp zu und sagte, daß er sich verabschieden müsse. Es war ein höflich neckischer Ton zwischen den Beiden. Als Sonnenkamp sagte, Branden überraschte ihn mit seiner Abreise, erwiderte dieser, er sei überzeugt, dadurch in Consonanz mit seinem Freunde Sonnenkamp zu stehen; denn nichts sei widerwärtiger und mache das Leben so weß, als das beständige Bereden und Durchsprechen; er schieße den Hasen und überlasse die Herrichtung den gelehrten Kochkünstlern.

Branden brachte das mit dem gewohnten rassellenden

Tone vor und drehte dabei die Spitzen seines blonden Schnurrbarts. Von Erich nahm er sehr kühl Abschied und sagte, er hoffe ihn bei der Rückkehr von einer kleinen Reise noch hier zu treffen.

„Sollten Sie indeß bereits abgereist sein, so haben Sie die Gewogenheit, mich der gnädigen“ — er machte eine Pause und sagte dann — „der Frau Professorin, Ihrer Mutter, zu empfehlen.“

Er hatte den einen Handschuh ausgezogen, als er Sonnenkamp Lebewohl sagte, jetzt zog er ihn wieder an und reichte auch Erich die Hand. Erich war es nicht unlieb, daß sich Branden in ein kühleres Verhältniß zu ihm stellte; vielleicht konnten sie hiebei friedlicher und unabhängiger neben einander gehen.

Branden rief Sonnenkamp nochmals bei Seite und sagte, er habe ihm allerdings den jungen Gelehrten empfohlen — er betonte das Wort „jungen Gelehrten“ mit eigenthümlich vornehmer Kälte — er bitte indeß, nicht darauf hin abzuschließen, sondern selbst genau zu prüfen.

„Herr Baron,“ erwiderte Sonnenkamp, „ich bin Kaufmann“ — er machte eine lauernde Pause, ehe er fortfuhr — „ich weiß also, was Referenzen sind . . . Ich erkläre Ihnen, Sie sind von aller Verantwortung frei, und was die Prüfung anbetrifft . . . Herr Baron, ich bin Kaufmann“ — wieder die lauernde Pause — „der junge Mann ist der Verkäufer und ein Verkäufer muß sich immer mehr kennen lassen als der Käufer und nun gar hier, wo der Verkäufer zugleich die Waare ist.“

Prancken lächelte und nannte das die feinste Diplomatie. Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und sagte, es wäre am besten, Erich ohne Weiteres wieder fort zu schicken; er ging nach seinem Pferde, sprang behend in den Sattel. Sonnenkamp rief ihm noch zu, er möge nachsehen, ob die Magnolia im Klosterhofe gut gediehen sei. Sofort zum Galopp ansprengend, ritt Prancken davon.

Sonnenkamp fragte Erich, ob er nicht glaube, daß nur ein Mann, der von Jugend an sich der Adelsbevorzugung bewußt sei, dieses souveräne freie Spiel mit dem Leben gewinnen könne. Erich erwiderte, daß dem bürgerlichen Manne keine wirkliche Schönheit des Lebens verschlossen sei.

Auch Sonnenkamp ward sein Reitpferd vorgeführt; alsbald stieg er auf und ritt davon.

Erich suchte Roland auf und fand ihn bei seinen Hunden. Der Knabe wollte, Erich solle sich sofort einen der jungen Hunde auswählen.

„Und denke Dir,“ setzte er hinzu, „eine Tagelöhnerin berichtet mir eben, daß das Erdmännchen vom Satan einen Schaden davongetragen habe. Geschieht dem einfältigen Menschen ganz recht; warum übernimmt er etwas, wenn er zu ungeschickt dazu ist?“

Erich sagte, wie grausam es sei, einen Menschen als Puppe zu betrachten und sich nicht um ihn zu kümmern, wenn man damit gespielt hat. Roland warf den Kopf unwillig zurück.

Schweigend stand er neben Erich und bat endlich, auch mit ihm auszureiten. Sie ritten nach dem Dorfe,

Noland aber ließ sich nicht bewegen, zu dem Erdmännchen zu gehen; Erich ging allein, er fand das Männchen ächzend auf dem Bette liegen. Als er in das Haus des Krißcher's zurück kam, traf er Noland nicht; er war mit Satan in den Wald auf die Höhe gegangen.

Der Krißcher grüßte Erich mit weniger Unterwürfigkeit; er rückte wol die Mütze, aber nur um sie etwas schief aufzusetzen, und näherte sich ihm in jener ober-rheinisch vertraulichen Weise, wobei es immer ist, als ob man mit einem Glase anlinge und sich gütlich thue.

„Herr Hauptmann, haben Sie abgemacht?“ fragte er.

„Nein.“

„Darf ich Ihnen noch was sagen?“

„Warum nicht?“

„Es kommt drauf an, wie man's ansieht. Der dort drunten“ — er wies mit dem Daumen nach der Villa zurück — „der kauft noch die ganzen Rheinlande. Aber sehen Sie da den Fuchshund —“

„Halt!“ fiel Erich ins Wort und erklärte mit Entschiedenheit, daß der Krißcher kein Recht habe, so zu ihm und von einem Andern zu sprechen.

Der Krißcher rauchte hastiger aus seiner Napoleonspfeife, dann sagte er:

„Ja, ja, Sie sind der, der den da drunten an der Gurgel packen kann, und ich sehe, ich bin nicht geschickt genug für Sie. Sie wollen mir keinen Dank schulden; ich will keinen und auch keinen Lohn!“

Er murmelte vor sich hin, daß Alles, was den Reichen nahekomme, sich verderben lasse.

Noland kam aus dem Walde zurück. Erich erwartete, er werde nach dem Erdmännchen fragen. Der Knabe schwieg und schweigsam ritten die Beiden wieder zurück.

Erich ließ sich bei Herrn Sonnenkamp melden und erklärte, daß er nun in ein festes Verhältniß zu Noland eintreten müsse.

„Sie finden also auch, daß Noland ein vortrefflicher Junge ist?“

„Er hat viel Bestimmtheit und — ich weiß wohl, daß ein Vater das nur schwer anhören mag, aber nach Ihren eingehenden Fragen von gestern darf ich erwarten, daß Sie Freiheit genug besitzen —“

„Gewiß, gewiß; sprechen Sie nur offen.“

„Ich finde eine gewisse Hartherzigkeit und eine bei solcher Jugend überraschende Theilnahmlosigkeit für das rein Menschliche,“ fuhr Erich fort und erzählte, wie Noland sich gegen das Erdmännchen benommen hatte.

Ein Lächeln zuckte durch die Mienen Sonnenkamps, der nun fragte:

„Und Sie sind der Zuversicht, ein verdorbenes Gemüth zu veredeln?“

„Bitte, ich habe nicht von einem verdorbenen Gemüth gesprochen; ich möchte vielmehr sagen, Noland befindet sich jetzt auch im Mutiren der Geistesstimme und da läßt sich die bleibende Tonlage nicht ermessen, aber Behutsamkeit in der Einwirkung ist um so nöthiger.“

„Und was halten Sie von den Talenten Noland's?“

„So weit ich bis jetzt sehen kann, bemerke ich nichts, was über das gewöhnliche Maß hinausgeht; er hat

natürlichen Verstand, leichte Fassungs-gabe, aber Festhalten — das ist sehr fraglich. Ich bin über diese Constitution des Geistes noch nicht klar; ist sie nicht zu verbessern, so fürchte ich, wird Roland nicht glücklich, weil er an nichts anhaltende Freude gewinnt und Lust und Pflicht der Fortsetzung empfindet. Doch das sind vielleicht Grübeleien.“

„Nein, nein, Sie haben Recht, ich habe kein Vertrauen zum Charakter meines Sohnes; er lebt stets auf kurze Sicht. Eine Sache, für die er etwas thun soll und deren Erfolg erst später erscheint, ist ihm langweilig und überdrüssig.“

„Das ist Kinderart.“

„Aber solche Kinder werden nie strenge Männer. Darum wollte ich, daß Roland die Pflanzen liebe; da müßte er lernen, daß es etwas gibt, das zu keiner Zeit vernachlässigt und vergessen werden darf.“

„Es freut mich,“ entgegnete Erich, „daß Sie mich hier auf die tiefsten Punkte bringen. Zunächst also, daß ein Reicher und der Sohn eines Reichen ganz ähnlich wie der Fürst und ein fürstliches Kind immer nur dienende Freunde hat. Ich bin wider meinen Willen der Vergnügungskamerad Rolands geworden, da wird nun der nachfolgende Ernst abstoßend wirken.“

„Ließen sich denn Vergnügen und Ernst nicht vereinigen?“

„Ich hoffe das. Man muß aber auch den Ernst bekennen.“

Erich schwieg und Sonnenkamp fragte:

„Sie haben noch ein Zweites?“

„Allerdings. Das Andere liegt darin, dessen ich auch bereits erwähnt. Roland muß einen festen Punkt gewinnen, eine stetige, heimische Verbindung mit den Dingen der Außenwelt. Wer keine Jugenderinnerungen, keine tiefe Anhänglichkeit an ein Bestehendes hat, dem ist die Quelle der Gemüthsinnigkeit abgesperrt. Was die Seele im Tiefsten speist und trinkt, was man vielleicht die Muttermilch des Geistes nennen dürfte, das sind tiefe, anhängliche Jugenderinnerungen.“

Sonnenkamp zuckte bei diesen Worten, und Crich setzte hinzu:

„Die Heimatlosigkeit schädigt die Seele Ihres Sohnes.“

„Heimatlosigkeit? Verstand ich recht? Heimatlosigkeit?“

„Ja. Das innere Leben des Kindes bedarf der Angewöhnung. Ein einziges Festes in der Seele macht auch die Seele fest. Wenn ich sagte, daß der Mensch ein Ziel haben müsse, so muß er auch einen festen Ausgangspunkt haben, und das ist die Heimat. Sie sagten mir, daß Roland an nichts rechte Freude habe. Kommt das nicht davon, weil der Knabe heimatlos, ein Kind der Gasthöfe, nirgends eine Einwurzelung, noch mehr, keine festen Anschauungen, keine Bilder hat, in die er sich eingelebt, wohin seine Phantastie immer wieder zurückkehrt? Er hat, wie er mir erzählte, im Colosseum zu Rom, im Louvre zu Paris, im Hydepark zu London und am Genfersee gespielt und nun überhaupt, in Europa lebend, doch immer im stolzen Bewußtsein seines Amerikanerthums, gibt das nicht eine

Unruhe in die Seele, die kein Gedeihen aufkommen läßt.“

„Ich sehe,“ entgegnete Sonnenkamp und lehnte den Kopf zurück, „Sie gehören doch auch zu den eingeehmtesten Deutschen, die durch die ganze Welt in Wirklichkeit und in Gedanken rennen und sich dabei immer höchst selbstgefällig streicheln: Ach, ich bin so gemüthlich, das habt Ihr Alle nicht. — Pah! ich sage Ihnen, wenn ich meinem Kinde etwas Gutes gebe, so glaube ich, ist es besonders das, daß es die Sentimentalität der sogenannten heimatlichen Eingesefftenheit nicht hat.“

„Eben darum,“ fiel Erich ein, „mußte ich Sie auch fragen, ob Roland sich als Deutscher oder Amerikaner fühlen soll.“

Sonnenkamp hörte kaum darauf, er fuhr fort:

„Der Pfiff der Locomotive verscheucht all das frühere so gehätschelte Heimweh. Wir sind in der That Weltbürger und gerade das ist das Große, noch nie Dagewesene des Amerikanismus, daß keine nationale Beschränkung oder gar ein Pfahlbürgerthum die Seele beengt. Das Heimatsgefühl ist ein altes Uebel und ein Vorurtheil. Roland soll ein freier Mensch werden!“

Erich war still. Erst nach geraumer Weile sagte er:

„Es ist vielleicht nicht gut, daß wir uns ins Allgemeine begeben. Ich wollte nur sagen, so wenig eine Reise ein inneres Vergnügen schafft, wenn man kein Ziel hat, das man erreichen, keinen Zweck, den man unterwegs pflegen will, so wenig kann ein Leben, das auf kein bestimmtes Thun und Erkennen hinzielt, die Ruhe des Daseins geben.“

„Ich ehre und schätze Ihren großen Ernst,“ versetzte Sonnenkamp und entschuldigte sich, daß er jetzt diese Erörterung abbrechen müsse.

Erich verließ die Arbeitsstube Sonnenkamps und ging zu Roland. Er fand den Knaben damit beschäftigt, ein Stück halb rohen Fleisches zu kauen und das Gefaute dem neu abgerichteten Hunde Satan zum Fressen zu geben; das sollte nach der Angabe des Krischers den Hund unzertrennlich von ihm machen. Eine Weile sah Erich zu, dann ersuchte er Roland, den Hund fortzuschicken, denn er habe ihm etwas zu erzählen.

„Kann denn der Hund nicht dabei sein?“

Erich antwortete nicht, er sah, daß er zuerst die Concurrenz mit den Hunden zu beseitigen habe. Als er nun nochmals einen auffordernden Blick auf Roland wendete, sagte dieser: „Komm, Satan, wart hier vor der Thür!“ und sich zurückwendend, sprach er:

„So, nun erzähle.“

Erich erfaßte die Hand Rolands und legte ihm dar, daß er gekommen sei, um sein Erzieher zu werden. Roland stemmte sein schönes Haupt auf die leicht gehaltene linke Hand und starrte den Redenden mit seinen großen unsterblichen brennenden Augen an.

„Das wußte ich,“ sagte er endlich.

„Und wer hat Dir's gesagt?“

Der Krischer und Joseph.“

„Und warum hast Du mir nichts davon kundgegeben?“

Roland ließ sich zu keiner Antwort herbei, er wendete nur einmal den Blick, da Erich hinzusetzte, daß

er dem Vater nicht habe vorgreifen wollen und daß er selber zuerst habe prüfen müssen, ob er sich für dieses Haus eigne. Noch immer schwieg Roland. Der Hund fragte an der Thür, Roland schaute nach derselben, aber er wagte nicht, sie zu öffnen. Erich that's. Der Hund sprang herein und schmiegte sich an Roland, dann ging er auch zu Erich und leckte ihm die Hände; es war, als sei er ein geheimer Bote, ein stiller und vielsagender zwischen den Beiden.

„Er hat Dich auch gern!“ rief Roland in kindischer Lust, sprang auf und warf sich an die Brust des Mannes, und dieser hielt ihn fest umschlungen; der Hund bellte, wie wenn er sprechen müßte.

„Wir wollen treu zusammenhalten,“ rief Erich, den Knaben von sich loslassend; „ich hatte einen Bruder in Deinem Alter, Du sollst mein junger Bruder sein.“

Roland hielt stumm die rechte Hand Erichs in seinen beiden Händen.

„Nun laß uns gleich frisch und munter unser Leben anfangen.“

„Ja,“ entgegnete Roland, „wir wollen Satan aus dem Wasser apportiren lassen, er kann's prächtig.“

„Nein, Roland, wir wollen arbeiten. Laß einmal sehen, was hast Du denn eigentlich gelernt?“

Erich hatte wohl bemerkt, daß Roland, der in Anderem mangelhaften Wissens war, in der Geographie ziemlich gute Kenntnisse hatte. Er prüfte ihn daher und Roland war glücklich, genaue Antworten geben zu können. Allmählig gingen sie in andere Wissensgegenstände über und da sah es wüß aus, das Latein vor

Allem haßte Roland mit einer persönlichen Feindschaft.

„Wir wollen mit Ruhe das Nöthige lernen,“ tröstete ihn Erich, „dann aber wollen wir reiten, fahren, schießen, fischen und im Rahne rudern.“

Diese Aussicht erheiterte den Knaben sehr, und als jetzt die Glocke vom Thurme schlug, sagte er plötzlich:

„In einer Stunde ist Herr von Branden bei Manna. Ich will auch so gut reiten, fechten und schießen lernen, wie Herr von Branden. Ich habe Herrn von Branden einen Brief an Manna mitgegeben.“

„In welcher Sprache schreibst Du?“

„Englisch“ . . .

### Dreizehntes Capitel.

Man war im Garten; Sonnenkämp sagte leichtthin zu Erich, daß sich ein neuer Bewerber eingestellt habe, der vom letzten Lehrer Rolands, dem Kandidaten Knopf, warm empfohlen wäre; er befahl Joseph, den Fremden einzuführen.

Ein schlanker, sonnenverbrannter Mann trat ein. Er wurde der Gesellschaft vorgestellt; Erich wurde nur Hauptmann genannt, der Doctor war einstweilen zur Ruhe gesetzt. Der Fremde — er hieß Professor Crutius — war ein Studiengenosse des Kandidaten Knopf, war viel in der Welt umhergeworfen worden und zuletzt mehrere Jahre Lehrer an der Kadettenschule zu

West-Point in der Nähe von Newyork gewesen. Er berichtigte das mit großer Leichtigkeit, aber in etwas herber Betonung.

Sonnenkamp wollte die beiden Gelehrten ein Turnier ausführen lassen, dem er in Behagen zuschaute; aber es wurde vereitelt, da Erich dem Fremden nicht nur die Gelegenheit bot, sich in vortheilhafter Weise kund zu geben, sondern auch bescheiden von der reichen Welterfahrung des Mannes sich belehren ließ.

Der Fremde schien schnell zu ahnen, daß Fräulein Perini im Mittelpunkte dieses Hauses stand, und er fand mit ihr gute Anknüpfungspunkte. Crutius hatte eine amerikanische Familie nach Italien begleitet und war von Nizza aus in die neue Welt gekommen. Mit Unbefangenheit und Sachkenntniß schilderte er die Eigenthümlichkeiten eines amerikanischen Knaben aus der obern Schicht und wie man einen solchen behandeln müsse. Diese Darlegung war offenbar für Roland gegeben, der den Fremden staunend ansah.

Er ging zu seinem Vater und sagte leise aber bestimmt:

„Schick ihn fort — ich will ihn nicht.“

„Warum?“

„Weil ich Herrn Erich habe und weil diesen da Herr Knopf geschickt hat,“ entgegnete Roland und ging davon.

Der Fremde tastete im Gespräche hin und her, um die Stimmung zu erkunden, mit der man hier im Hause an Amerika denkt. Als Sonnenkamp mit großer Heftigkeit hinwarf, er wünsche Amerika einen Dictator, der die Zersahrenheit und Unbotmäßigkeit zu Paaren treibe,

sagte Crutius: es gäbe in der neuen Welt sehr Viele — sie wagten nur nicht es zu sagen — die innerlich die Sehnsucht und die Ueberzeugung hegten, daß Amerika der Monarchie entgegengehe.

Sonnenkamp nickte vor sich hin und piff wiederum unhörbar.

„Wo sind Sie abgestiegen?“ fragte er plötzlich den Fremden.

Crutius nannte einen Gasthof des Städtchens.

„Da sind Sie sehr gut einlogirt.“

In den Mienen des Fremden zuckte es; er hatte offenbar erwartet, daß man sein Gepäck holen lasse und ihn zunächst als Gast im Hause behalte. Sonnenkamp dankte sehr höflich für den Besuch und bat den Fremden, genau seine Adresse anzugeben, damit man ihm schreiben könne. Die Hand des Fremden zitterte, da er ein sehr verbrauchtes Taschenbuch herausnahm und seine Karte abgab; er verabschiedete sich mit erzwungener Höflichkeit.

Sonnenkamp ersuchte Erich, seinen Collegen ein Stück Weges zu begleiten, und händigte ihm mehrere Goldstücke ein, die er dem bedürftig Erscheinenden in passender Weise übergeben möge.

Ist dies Vertrauen oder Dienst? fragte sich Erich, als er dem Fremden nachging.

Er holte denselben noch an der Mauer des Parks ein. Als Erich ihm sagte, daß er ebenfalls Lehrer sei, veränderten sich die Mienen des Professors.

„Ah,“ rief er aus, „also auch ein Lehrer und wol mein Concurrent?“

Erich bejahte. Crutius sah ingrimmig drein, er war den freundlichen Ermunterungen des Hauptmanns, den er für einen Vertrauten des Hauses hielt, willig gefolgt; nun war das also auch ein Lehrer! Etwas vom Aergern über diese Täuschung knirschte er durch die Zähne.

Mit großer Zartheit brachte Erich das Anerbieten des Geldgeschenktes vor.

„Ja!“ lachte Crutius. „Er kennt mich, er will mich beschenken, mich zu Dank verbinden und sich loskaufen!“

Erich sagte, daß er diese Ausrufungen nicht begreife.

„So?“ höhnte Crutius. „Also eine Unschuld mit Hauptmannsrang? Und das läßt sich auch kaufen? Die ganze Erde ist eine Trödelbude. Was thut's? Die Höhle, wo der Tiger seine Beute verzehrt, ist sehr schön, sehr geschmackvoll; Maurerpolier und Tapezier können viel zuschmieren! Entschuldigen Sie, ich habe am Morgen Wein getrunken und bin das nicht gewöhnt. Gut, geben Sie her! Meinen allerunterthänigsten Gruß nach Billa Eden! Ein schöner Name!“

Ohne ein Wort der Erklärung faßte Crutius das Geld, griff an den Hut und entfernte sich mit raschen Schritten.

Erich kehrte nachdenklich zu Sonnenkamp zurück. Mit großer Zutraulichkeit hieß Sonnenkamp ihn zu sich setzen und fragte:

„Er hat das Geld genommen und sich natürlich kaum bedankt?“

Erich bejahte.

Bei all seiner Abgeschlossenheit schien Sonnenkamp doch eine gewisse Mittheilungslust zu haben und diese gegen einen Mann wie Erich walten zu lassen. Er erging sich in lustigen Betrachtungen, wie viele Existenzen auf eine Beute des Zufalls warten; man öffne nur einen Honigtopf, plötzlich seien Bienen und Wespen und Goldfliegen da, von denen man eine Minute vorher nichts gesehen. Dann fuhr er fort:

„Ich kann Ihnen einen Beitrag zu Ihrer Menschenkenntniß geben.“

„Von Herrn Crutius?“

„Nein, von Ihrem sehr bemitleideten Erdmännchen. Es ist eine Freude, was für ein geriebener Schelm das ist; ich wußte es längst, da er mit Geschick schwarze Walderde droben von der Höhe zu stehlen weiß; nun aber ist der Schaden, den er von der Hundedressur davon getragen haben will, nichts als Lüge. Ich habe das Roland bereits mitgetheilt, und es freut mich, daß er schon früh die Schlechtigkeit und Lügenhaftigkeit der Menschen kennen lernt.“

„Sie werden das Erdmännchen nun nicht mehr in Ihrem Dienste behalten?“ fragte Erich.

„Im Gegentheil! Mich freut's, daß das pudige Männchen so viel Schelmerei hat. Ich wünschte, ich hätte ein halb Duzend Gauner zur Hand, um Roland Lehren zu können, wie man mit dem Gelichter verkehrt.“

„Das werde ich ihn nicht lehren können,“ sagte Erich.

„Das sollen Sie auch nicht, Sie sind zu Andreem da.“

Erich sah die Menschenverachtung Sonnenkamps, sie erschien ihm als Folge des bewegten amerikanischen

Erwerbslebens und um so mehr hoffte er ein Gutes zu wirken, indem er die Leitung Rolands übernahm.

Ein Diener meldete, daß Roland am Ufer auf Erich warte; er ging zu ihm und Roland löste den schönen Kahn und ruderte mit Erich hinaus auf den Strom, der jetzt dunkelgrün war. Die dichtbelaubten Inseln droben schienen wie aus der grünflüssigen Fläche des Wassers herauszuwachsen.

Ein frischer Wind trieb Kräuselwellen; Roland spannte das Segel auf und zeigte sich gewandt, das Element beherrschend; jede seiner Bewegungen war so voll Anmuth, daß Erich ihn mit frohem Blicke betrachtete.

Erich war auf dem Wasser ganz fremd, er gönnte Roland gerne den Triumph, ihn zu unterrichten, wie man das Fahrzeug nach Lust und Laune lenkt und wendet. Es war eine Fröhlichkeit in der Stimme Rolands, die man bisher noch nicht gehört hatte.

Mit aufgeblähtem Segel fuhren sie dahin und die hoch aufspritzenden Wellen schlugen klatschend an das Fahrzeug. Roland erzählte, daß der Kandidat Knopf ihn erst auf dem Wasser heimisch gemacht habe. Rudern, Segeln und Steuern und den Kahn im Kreise treiben, das habe Knopf besser verstanden als der geübteste Steuermann, ja besser als die Steuermännin, eine große, mächtige Frau, die eben jetzt Roland anrief, indem sie einen am Schlepsschiff hängenden großen Kahn lenkte, während der Mann, eine nicht minder mächtige Gestalt, am Mastbaum lehnte.

Roland steuerte auf das Schlepsschiff und hing

seinen Kahn an das am Tau hängende Schiff, das die Steuermännin regierte. Sie plauderte mit ihm, sah aber beständig zurück, denn sie mußte Richtung inne halten. Als Roland weit genug hinauf gefahren war, löste er den Kahn ab und fuhr mit der Strömung zurück.

Erich lenkte das Gespräch auf den Kandidaten Knopf. Roland wollte nichts weiter von ihm erzählen und auch nicht von anderen früheren Lehrern; sie waren ihm offenbar gleichgültig, wie Kellner im Gasthose, die gestern aufwarteten. Nur aus der Art, wie Roland einige Worte gesprochen, ließ sich erkennen, daß Kandidat Knopf seinen Zögling sehr geliebt haben mußte.

Die Rede kam auch auf das Erdmännchen; Roland nahm die Schelmenstreiche desselben sehr gleichgültig auf: er war der Ansicht, daß alle armen Leute Schelme seien.

Der Knabe hatte schon früh eine gewisse Weltverachtung gewonnen und schien Niemand und nichts zu haben, woran er unzertrennlich hing und dessen Gedenken ihn tiefer belebte. Nur mit seiner Schwester schien er inniger zusammenzuhängen, denn als er mit Erich nach der Billa ging, sagte er:

„Jetzt geht Manna mit Herrn von Branden. Ich glaube, wenn sie kommt, wirst Du sie auch lieb haben.“